



Pastor
Armin Findeisen

1831—1903.

Eine biographische Skizze
von
einem alten Confirmanden.



„Ich habe keine grössere Freude,
denn die, dass ich höre meine
Kinder in der Wahrheit wandeln“.

(3 Ep. St. Johannis, V. 4.)

Gewidmet den ehemaligen

Findeisenschen Confirmanden

und Confirmandinnen.



Adrienspuyk.

Le 20202

Pastor
Armin Findeisen

1831—1903.

Eine biographische Skizze.
von
einem alten Confirmanden.



2-185.930

ST. PETERSBURG.
Druck der Gesellschaft R. Golicke u. A. Willborg.
1903.

Дозволено цензурою. С.-Петербургъ, 13 Декабря 1903 года.

Dampf klangen die Glocken der Petri-Kirche in die dunkle Nacht. Die Glocken, deren Geläute die Gläubigen allsonntäglich ins Gotteshaus rief, damit sie aus dem Munde der treuen Prediger die Heilsbotschaft vernehmen.

Heute klang der Ton der ehrwürdigen Glocken so wehmütig und traurig. Sie läuteten einem ihrer Prediger zur letzten Einkehr in dies Gotteshaus. Dichtgefüllt waren die weiten Räume. Tausende warteten still und andächtig auf den lieben Toten. Und als der Amtsbruder den Segen gesprochen, der Orgel letzter Ton verklungen, da stand die Gemeinde noch wie gebannt in dem Gestühl. Warteten sie noch auf ein Wort vom geistesgesalbten Manne, der vierunddreissig Jahre an dieser Stätte Heil und Frieden verkündet? Doch der Mann liegt ja auf der Totenbahre und sein Mund ist geschlossen. Andächtig trat nun Reihe auf Reihe still an den Sarg. Betend knieten sie nieder. Dank, inniger Dank stieg empor zum Höchsten für den Segen, der durch seines Knechtes Wirken in Herzen und Häuser getragen ward. Gelübde wurden gesprochen, dieses Mannes Worte und Vorbild sollen als die Mahnung eines treuen Führers zur ewigen Heimat unvergessen bleiben.

Und wieder tönten die Glocken vom Turm der Petri-Kirche. Nicht mehr zu rufen brauchten sie die Schaar der Andächtigen. Seit Stunden bereits war der weite Dom gefüllt bis zum letzten Plätzchen, auch in den Gängen standen dichtgedrängt die vielen Trauernden. Wohl war's

ein Arbeitstag und Geschäftsstunde; doch nicht liess man sich halten, galt's doch dem treuen Seelsorger und geliebten Prediger, dem allverehrten Vater Findeisen, die letzte Ehre erweisen. Nie hat man besetzter die Kirche gesehen, als heute, und wer nicht mehr Platz gefunden im vollen Dome stand wartend in der Kirche geräumigem Vorhof. In vielen Reihen stand hier Schulter an Schulter zu beiden Seiten des Weges, der von der Kirche zur Strasse hinführt, der Gemeinde unzählige Menge. Und als die Leichenreden beendet, als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, da ging eine unabsehbare Schaar, Reiche und Arme, Hohe und Geringe, Alte und Junge die Strasse hinunter. Schon bog der Leichenwagen in die Gogol-Strasse, als die letzten die Kirche verliessen und dem Zuge sich anschlossen. Erstaunt blieben die Spaziergänger stehen und fragten, wem dieser endlose Leichenzug gelte? Es müsste ein Grosser, ein Reicher sein, meinten die Leute. Doch nein, es war ein geringer Diener Gottes, dem dankbar die Menge hier folgte, ein Diener Gottes, der nie Ehre gesucht, der aber sein ganzes Leben und Streben dem Dienste des Höchsten geweiht, der in diesem Dienste sich verzehrt und aufgerieben, der Liebe, viel Liebe gesät und darum auch Liebe, viel Liebe geerntet.

Warm war der Frühlingstag, der Himmel so klar und die Sonne so wärmend, wie selten in St. Petersburg um diese Jahreszeit, als wenn es just so sein müsste. Denn still und schmerzlos war der alte Pastor gestorben und sein Lebenstag war zur Rüste gegangen heiter und ruhig ohne Abendnebel und Wolkendunst.

In Göllnitz, im Altenburger Sachsenlande ward Otto Armin Findeisen am 25. (12.) October 1831 geboren. Oft und gerne, besonders in den letzten Lebensjahren, sprach er zu Kindern und Grosskindern von der Heimat mit

ihren weiten sanftgewellten Fluren; da wogten die Weizen- und Roggenfelder so reich und aus ihnen stiegen die Lerchen so fröhlich zum Himmel empor; da schlängelten sich die wohlgepflegten Landwege dahin, von Kirschen- und Pflaumbäumen eingerahmt, da ragten fest und breit die Bauernhöfe aus den Senkungen des Bodens und die Kirchthürme lugten ins Land und die Bauern und Bäuerinnen zogen fürbas in sonderbarer Tracht. Jetzt sieht man sie selten so, denn die Neuzeit liebt nicht das Eigenartige; Gleichheit muss sein in den Köpfen und in den Hosen, leider keine Einheit in den Herzen. Aber der alte Pastor dachte da an die alten guten Tage, wo die Menschen mehr Zeit hatten und die Zeit kernigere Menschen.

Ungefähr 2 Wegstunden für einen rüstigen Fussgänger entfernt von Altenburg, in einer Bodenfalte, liegt das Dorf Göllnitz, mit seiner sehr bescheidenen Kirche und dem noch bescheideneren Pfarrhause. Links und rechts prächtige reiche Bauernhöfe, um deren Viehstand und ordentliche Wirtschaft manch Gutsbesitzer in Russland neidisch werden könnte. Hier war Armin Findeisens Vater seit 1829 Pfarrer, ein sehr gelehrter, tiefführender, aber strenger Mann und vorzüglicher Pädagoge. Da die Einkünfte des Pastorats Göllnitz sehr bescheidene waren, so nahm der Pastor Knaben und junge Leute zu Erziehung und zu Unterricht ins Haus, auch war der Göllnitzer Pastor Karl Findeisen als Lehrer bekannt und gesucht.

Trotz der Herbigkeit des Lehrers welch ein beneidenswertes Loos, die Zahl der Schuljahre in der dumpfen Stadt um die Hälfte zu kürzen! Die alte gute Zeit verlangte gediegenes Wissen und stramme Arbeit. Sie kannte nicht die Fabel von der Überladung der Jugend und die altmodische Pädagogik fürchtete noch nicht die Handgreiflichkeit. Das Ehrgefühl der damaligen Generation und ihre menschliche Würde waren nicht so leichten Kalibers, dass sie durch eine

Ohrfeige geschädigt werden konnten. Heiter und launig erzählte der verstorbene Pastor Armin Findeisen von seinen Lehrjahren in Göllnitz beim gestrengen väterlichen Lehrer.

„Der Unterricht des in allen Wissenschaften so kundigen aber auch strengen Vaters musste wohl, ob ich wollte oder nicht, anschlagen, denn ich war wenigstens in den alten Sprachen der alleinige Schüler, auf den sich dann auch die Forderungen oft mit Stürmen entluden; da gab's manche mit Tränen gewürzte Stunde. Es kam vor, dass unsere milde Mutter, die unten gehört hatte, dass es oben laut herging, vor der Tür stand, zagend, ob sie nicht eine Gelegenheit suchen sollte, den Unterricht unter irgend einem Vorwande zu unterbrechen. Eine Dame, die einmal bei uns zum Besuch war, hatte auch gehört, dass der Vater sehr laut und heftig war. Als ich herunterkam, sagte sie: „Nun, heute ging es wohl nicht gut?“ „Doch“, antwortete ich ganz fröhlich, „ich habe nur zwei Ohrfeigen gekriegt“. Das waren oft schwere Stunden, aber geschadet hat es mir nichts; gelernt hab' ich dabei etwas Ordentliches, und der Vater, der wohl von uns gefürchtet war, war sonst so verehrungswürdig und trotz seiner öfteren Zornesausbrüche, doch so wohlwollend gegen uns, dass wir je länger je mehr nicht nur die salzige Herbigkeit des Lehrers, sondern auch die Süßigkeit der Vaterliebe empfanden; hatten wir doch auch an der Mutter einen so reichen Ersatz und Schutz. Sie war immer unsere Zuflucht; mit dem ernstesten Sinn, der nie das Unrecht bedeckt hätte, verband sie die freie offene Zugänglichkeit und Aufgeschlossenheit der treuen Mutterliebe. Einmal musste ich für eine Ungezogenheit, die ich mir hatte zu Schulden kommen lassen, von ihr gezüchtigt werden. Diese Ohrfeige, ich weiss noch die Umstände und Örtlichkeit ganz genau, brannte mir auf der Backe viel heisser als die Schläge in der Schule und brennt mir noch heute in der Erinnerung“.

Es ist sonderbar, wie oft sich die Eltern in der Beurteilung ihrer Kinder irren. Manches Kind, auf das die Eltern die grössten Hoffnungen setzten, wird ein ganz gewöhnlicher Erdenbürger, der in vorschriftsmässigem Tempo die breite Heerstrasse des Alltagslebens dahintrottet, ohne je etwas Besonderes, geschweige denn Ausserordentliches geleistet zu haben. Und dann wiederum giebt es Sprösslinge, denen die Eltern in Angst und Bangen die schwärzesten Zukunftsbilder malen, sie im Geiste bald als verbummelte Studenten, bald als verkümmerte Proletarier sehen, und gerade diese sind es, die die Ehre des väterlichen Namens mehren.

Solches passierte auch im Göllnitzer Pfarrhaus. Der ältere Bruder des Verstorbenen, Pastor Heinrich Findeisen in Göllnitz, der seines Vaters Nachfolger im Pfarramt war, schreibt in seinem sehr fesselnden Buch „Alte Erinnerungen“: „Trotzdem dass der Vater so viel Erfahrung als Lehrer hatte, so verschiedene Schüler gehabt und sie in ihrer verschiedenen Art und Begabung beobachtet und beurteilt hatte, irrte er sich doch gründlich über seinen jüngsten Sohn, der sich allerdings sehr langsam entwickelte und in seinem sechsten Jahre noch nicht ordentlich reden konnte. Auch noch einige Jahre später behauptete der Vater: „der kann nicht studiren, der muss ein Handwerker werden“, und wenn die gute Mutter sagte: „habe doch Geduld Vater, es wird schon noch werden“, antwortete er: „davon verstehst Du nichts. Ich habe so viele Knaben unterrichtet und muss das besser wissen, aus dem wird nichts“.

Vor Allem wurde aus Armin Findeisen ein Gymnasiast. Der Vater hatte ihn im häuslichen Unterricht so weit gebracht, dass er in die zweitoberste Klasse des Altenburger Gymnasiums eintreten konnte. Um die Mitte des Jahrhunderts herrschte in Deutschland noch ungebrochen

die Klassicität und der Unterricht muss nicht nur ein genauer, sondern auch ein geistvoller gewesen sein, denn die meisten ehemaligen Gymnasiasten jener Generation, die uns begegnet, blicken nicht mit Schauer und Bedauern, wie wir Epigonen, auf den Unterricht in den klassischen Sprachen zurück, sondern mit Freude und Genuss. Unser-eins war froh als er die Thür des Gymnasiums zum letzten Mal hinter sich zuschlug, und wenn Schreiber dieses einen schrecklichen Traum hat, so träumt er gewöhnlich, dass er noch auf der Schulbank sitzt und griechische Grammatik treiben muss. Träume von Wassers- und Feuersnoth rufen viel geringere Aufregung hervor.

In seinen handschriftlichen Memoiren, die zu schreiben er sich in seinem letzten Jahre von seinen Kindern bewegen liess, die aber sehr kurz ausgefallen sind und nur bis zu seiner Übersiedelung nach Petersburg reichen, spricht sich Pastor Armin Findeisen über diese Zeit folgendermassen aus: „Die vier Schuljahre, die ich in Altenburg zubrachte, haben in mir die angenehmste Erinnerung hinterlassen. Wir taten die geforderte Schularbeit, die nicht schwer war, und hatten Zeit uns zu Lesekränzchen zu vereinigen, die uns tiefere Anregung brachten, und wohl auch in gesellschaftlicher Gemeinschaft manche gute Stunde zu verschwenden. Ohne äusseren Anlass kam ich dazu, besonders der französischen Sprache grösseren Privatfleiss zu widmen, da mich der feine Ausdruck und der Wohlklang besonders anzog. Namentlich Racine, Molière, Scribe, Chateaubriand waren mir gut bekannt geworden. Dass diese Liebhaberei für mein späteres Leben einen reellen Nutzen haben könnte, daran hatte ich freilich nicht denken können. Einen wohlthätigen Brauch Altenburgs zu Gunsten der Gymnasiasten möchte ich noch besonders dankend hervorheben. Es war Sitte, dass die wohlgestellten Familien Schülern, deren Eltern fern aber gut bekannt waren, die Erlaubniss

gaben an bestimmten Wochentagen ihre Tischgäste zu sein. So pflegte ich an jedem Tage in einer anderen meinem Elternhause nahe bekannten Familie zu speisen; gewiss für einen jungen Menschen eine nicht nur leibliche sondern auch erzieherische Wohltat“.

Als Gymnasiast durchlebte Armin Findeisen das „tolle Jahr“ 1848. Auch Altenburg wurde von der Revolution heimgesucht. Der Verstorbene hat uns manchmal erzählt mit welchem Staunen die Jugend den Altenburger Revolutionsmann, den Advokaten Erb sprechen hörte, und wie er sich in Respect zu setzen verstand. Die Gymnasiasten machten auch Revolution, oder wenigstens schritten auf dem Reformwege einher. Der junge Unterprimaner Findeisen zog damals als Mitglied einer Schülerdeputation zum Gymnasialdirector um die Forderungen der Jugend an den Mann zu bringen. Welterschütternd waren die Wünsche der jungen Reformatoren nicht, aber der ganze Vorgang dünkte ihnen sehr erhebend. Wie sie aber nun vor dem gestrengen Director erschienen, da verwandelte sich das gährende revolutionäre Drachengift schnell in die Milch der frommen Denkart. Die Reformatoren kamen nicht über den Wunsch heraus, es möge den Primanern das Rauchen erlaubt sein. Es wurde ihnen bedingungslos gewährt. „Habt Ihr sonst noch Etwas?“ fragte der Director. Die Jugend schwieg. „Nu, dann ist es ja gut“, meinte der Schulchef. Gehobenen Muthes zog die Deputation ab. Ernster waren die sonstigen revolutionären Bewegungen im altenburger Ländchen. Der Herzog dankte ab. Eine Zeitlang regierten Erb und seine Gefährten in Stadt und Land; als aber von Sachsen her blaue Reiter ins altenburger Gebiet zogen, da suchten die Spitzführer das Weite; die Reaction begann und auch das Rauchen der Gymnasiasten hatte ein Ende.

Nach vierjähriger Lehrzeit im Gymnasium öffnete ein gut bestandenes Abiturium Armin Findeisen die Pforten zur academischen Freiheit. Er hatte keinen anderen Gedanken, als dass er die Universität Jena beziehen und Jurisprudenz studiren würde. Der Entschluss war nicht durch tiefere innerliche Gründe hervorgerufen, sondern bedingt durch das Versäumniss im Gymnasium an den hebräischen Stunden teil zu nehmen und durch den Vorgang seines ältesten Bruders Karl.

Es ging nun auf die Universität; nicht per Eisenbahn, nicht per Post, nein per pedes apostolorum. Morgens um 5 Uhr brach man aus Göllnitz auf und war nach strammem Gang Abends in Jena angelangt. Der Weg führte durch viel deutsches Staatsgebiet hindurch. Voll Humor erzählte der Verstorbene, wie er fast alle Stunde einmal in Gefahr gekommen an einer neuen Landesfarbe anzustossen.

Jena war um die Mitte des XIX. Jahrhunderts eins der Centren deutschen Universitätslebens, nicht sowohl in wissenschaftlicher Hinsicht, wie hinsichtlich der Frische und Buntheit des studentischen Treibens. Wohl war die Zeit der Burschenschaften längst vorbei; aus der Demagogenriecherei der Zwanziger und Dreissiger Jahre hatten nur wenige Rester des burschenschaftlichen Lebens und Strebens hinübergerettet werden können, aber dennoch ging ein frischer, unternehmender Zug durch das academische Völkchen, ohne in die Rohheiten des Pokulirens und der Saufgelage der alten Zeit vor 1815 zurückzugeraten. Auch Armin Findeisen trat mit Lust und Freude in den lebensvollen Kreis der Musensöhne. Er wurde Mitglied einer studentischen Verbindung, hat auch als Paukant auf einer Mensur gestanden und erzählte in alten Tagen gern und mit lebhaft blitzenden Augen von seinem Jenenser Burschenleben, von Burschenstreichen und Burschenlust in den Gassen der Universitätsstadt und auf den grünen Höhen des Land-

grafenberges und des Fuchsturmes. „Gemütlich ging es her in Jena, gar sehr gemütlich“, pflegte er zu sagen, „wenn auch nicht so, wie damals als mein Schwager Laurentius studirte, wo die Studenten in Unterbeinkleidern und Schlafrock mit der Pfeife in der Hand und dem Hund an der Seite in die Kollegia gingen, doch trugen wir uns auch nicht gerade uniformmässig. Gecken wollten wir nicht sein, hatten auch das Geld nicht dazu, denn mit 150 Thalern, wenn's hoch kam, musste man auskommen“. Aber nie schlug der lebenslustige schöne junge Mann über die Schnur; vor Ausschweifungen schützten ihn die in Fleisch und Blut übergegangenen Begriffe von Manneswürde und Keuschheit, die mit Prüderie nichts gemein hatten, aber aus der Achtung vor seinem eigenen Ich entsprossen. Wenn der alte Mann im Sommer auf Spaziergängen durch die Wälder seines Landaufenthaltes Pikkirukki in Finland, auf Jena zu sprechen kam, die weisse Sommermütze in die silberweissen Haare gedrückt, die Hand auf den selbstgeschnitzten Wachholderstock gestützt, da kam einem unwillkürlich das Bild ins Gedächtniss von dem Jenaschwärmenden Pastor in F. Reuters „Hanne Nüte“.

Das Studium der Jurisprudenz befriedigte den jungen Findeisen nicht. Zwar zogen ihn die Vorlesungen eines der Universitätslehrer, des Professors Fein, der römisches Recht las, durch die Verstandesschärfe und consequente Logik so an, dass er, obwohl in den Fuchssemestern stehend, kaum eine Vorlesung versäumte, doch hatte er zugleich das Empfinden, dass in der Jurisprudenz das Beste doch nur Verstandessache sei. Er sagte einmal: „Das Recht hat die Augen verbunden und das Herz verschlossen“. Vielleicht hätte der junge Student anders geurtheilt, wenn er zu den Füßen eines der Vertreter der historischen Schule in der Rechtswissenschaft gesessen, einen Savigny, Eichhorn, Waitz gehört hätte. Auch ist ja römisches Recht nur

die Grammatik und Logik der Jurisprudenz, ein propädeutisches Fach. Doch wie dem auch sein möge: Findeisen beschloss umzusatteln. Er erzählt in seinen Memoiren, dass er, als er nach dem Schluss des ersten Jahres in den Ferien im Vaterhause eintraf, gleich den ersten Sonntag nach der Predigt, dem Vater, der eben in der Wohnstube seine herkömmliche Semmel mit Bouillon verzehrte, in feierlicher Stimmung und bewegten Herzens mitgeteilt habe, dass er doch lieber Theologie als Jura studieren möchte. Ohne aufzublicken sagte der wortkarge alte Herr: „Ich habe Nichts dagegen“. Damit war die Frage erledigt. Der Frau Jurisprudenz Valet zu sagen, hatte ihn unter anderem auch die Empfindung bestimmt, dass er keinem Berufe angehören könne, an dem das Herz keinen Teil hat. „Da“, sagte er, „verstand ich wohl den Wink, der mich zur Theologie rief, mit der sich zugleich so Vieles verband, was bisher meine tiefere Teilnahme erweckt hatte, z. B. die mir liebgewordene alte Philologie und zum Teil auch die neue, besonders in Beziehung auf die französische Litteratur und Sprache“.

Schon im ersten Jahre trat Findeisen in Jena in das philologische Seminar des Professors Göttling ein, indem er als fleissiger Arbeiter bald ordentliches Mitglied wurde und sogar einen kleinen Gelderwerb von 24 Thalern jährlich hatte. Es wurde am Griechen Lysias tüchtig geforscht und in lateinischer Sprache disputirt. Aber noch stärker als die Philologie zog Findeisen die Geschichte an. Kein Geringerer als Droysen hatte den Lehrstuhl der Geschichte inne, und mit Begeisterung erzählte der Verstorbene oft in seinem Alter noch, von der gewaltigen Kunst des Vortrags, der Meisterschaft in dem Gestalten historischer Bilder, wodurch sich Droysen so auszeichnete. Auch in das Droysensche historische Seminar trat Findeisen ein. Alle vierzehn Tage versammelten sich die Mitglieder des Seminars in Droysens

Wohnung, lasen und commentirten historische Werke. Vor allem wurde des grossen Historikers des XVI. Jahrhunderts Sleidanus Werk über die Zeit der Reformation und Karl V aus dem Lateinischen übersetzt. Droysen zog seine Seminaristen auch in seinen Familienkreis und vertiefte der liebenswürdige Mensch noch den Eindruck, den der grosse Gelehrte hervorgerufen. Diese gründliche Arbeit in der Philologie und Geschichtswissenschaft erweiterten den Blick und gaben dem jungen Studiosus eine freiere Lebensanschauung als diejenige, die einseitiges Brotstudium gewähren kann. Allein die Theologie in Jena befriedigte unseren Studenten gar wenig. Doch lassen wir ihn selbst sprechen: „Die Theologie selber bot freilich damals in Jena ausserordentlich wenig. Jena war eine der Burgen des Rationalismus. Und wenn ich auch über das Tiefland des Rationalismus damals noch in keiner Weise hinausgetreten war (dazu war mir in der Heimat wenig Veranlassung gegeben worden), so stiessen mich doch die Trockenheit und Leere der Jenaer Professoren, im Übrigen wackere tüchtige Männer, wie Rückert, Hase, Schwarz, Hilgenberg, Grimm, mit ihrem Verstandesstandpunkt gründlich ab. Es lohnte wenig ihre Vorlesungen zu hören. Rückerts Kirchentheologie war historisch wichtig und anziehend, seine Exegese aber, wo der hausbackenste Verstand auf dem Tron sass und lustig einen Paulus schulmeisterete, stiess mich ab. Und was hatte man davon, wenn der alte feine Hase über seine herrliche Kirchengeschichte eine abschreckende Brühe des Vortrags goss? Ich war zwei Jahre in Jena Theolog, aber Theologie habe ich von da so gut wie keine mitgenommen; zum Glück Manches Andere“.

Wir haben oben bemerkt, dass Findeisen in Jena einer studentischen Verbindung angehört hat. Es war die Burschenschaft Teutonia, deren Mitglied er geworden war, weil dieselbe Beziehungen zu Altenburg hatte. Sein Leben

als Burschenschafter blieb ihm in dankbarer Erinnerung, aber er war nicht blind gegen die mancherlei Schäden, die das Verbindungsleben in deutschen Universitäten aufweist. „Der Teutonia habe ich“, erzählt der Verstorbene, „die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Jena mit liebender Teilnahme angehört. In solchem Kreis gewinnt man einen festen Anschluss der Bekanntschaft und Freundschaft. Mit Freude denke ich an das Verbundensein mit liebenswürdigen, kräftigen, tüchtigen, sittlich ernstesten Persönlichkeiten zurück. Ein idealer Hauch zog sich durch die Gemeinschaft hindurch, namentlich in Betreff der Freundschaft und Treue, der Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, der Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit; man strebte nach Bildung, nach leiblicher, geistiger und sittlicher Kraft“.

Über eine Seite des studentischen Verbindungslebens fällt Findeisen in seinen Aufzeichnungen ein scharfes Urteil; es ist das Duellunwesen, welches leider noch immer in der deutschen Gesellschaft, sowohl in Deutschland selbst, als auch in Petersburg und in den baltischen Provinzen seine Verteidiger findet. Es ist, als wenn sich diese Verteidiger zur Aufgabe gemacht hätten diesen Rest mittelalterlicher Rohheit auf jeden Fall zu retten, allen Beweisen der Moral und des gesunden Menschenverstandes zum Trotz.

Im Jahre 1852 zog Armin Findeisen von Jena nach Berlin. Es war die Blütezeit der Reaction in Preussen: Die Tollheiten des Jahres 1848 sollten ausgemerzt, die Errungenschaften der Revolution sollten zunichte gemacht werden. Der Staat sollte kirchlich werden und die evangelische Kirche strebte nach dem zweifelhaften Ruhme ein staatliches Institut zu werden. Um die überzeugten Anhänger altstaatlicher und altkirchlicher Äusserungen und Bestrebungen sammelte sich, wie stets in solchen Zeiten, eine Menge überzeugungsloser Mantelträger. Die Gottesfurcht wurde überwuchert von Frömmelei und augendienerischem

Wesen, welche die strenge Rüge des Prinz-Regenten Wilhelm, des späteren Königs und Kaisers Wilhelm I, in der berühmten Rede von 1858 hervorriefen.

Es lag für einen jungen Studenten der Theologie eine grosse Gefahr vor, in diese heuchlerische, pharisäische Richtung hereingezogen und ein Gesinnungsgenosse der Gerlach, Stahl, Westphalen, Simons etc. zu werden. Vor dieser Gefahr wurde Findeisen bewahrt durch seine wahrhafte, humane und tolerante Gesinnungsart, seinen friedfertigen Charakter und die historische Vorbildung, die er bei Droysen genossen. Als der junge Theologe bei Professor Göttling in Jena seinen Abschiedsbesuch machte, wies derselbe ihn besonders auf Professor Nitzsch hin, den Nestor unter den damaligen theologischen Professoren der Berliner Universität, den er ihm als „eine adlige Persönlichkeit“ pries.

Die Studienzeit in Berlin war eine der Höhepunkte in dem Leben Findeisens. Gern und oft erzählte er besonders in den letzten Lebensjahren von seinen Professoren und Kommilitonen. Auch in Berlin begnügte er sich nicht mit den Vorlesungen seiner speciellen theologischen Lehrer. Er hospitierte besonders oft bei Ranke und Werder. Was die Männer der theologischen Facultät betrifft, so begeisterte und fesselte ihn eben derjenige am meisten, auf den er in Jena gewiesen wurde. Nitzsch verdankt er nicht nur unendlich viel Anregung, sondern in ihm pries er den Mann, der ihn von den Fesseln des noch aus dem Elternhause mitgebrachten Rationalismus befreite und zu biblischem positiven Glaubensleben führte. Doch lassen wir ihn selbst sprechen:

„Karl Immanuel Nitzsch war unter den Berliner Professoren der, den ich am meisten hörte, den ich am meisten liebte, der mir den Blick in die Herrlichkeit des Christenglaubens erschlossen hat. Über seinen Vorträgen und Predigten (er war damals noch Universitäts-

prediger) schwanden die rationalistischen Vorurteile wie der späte Schnee unter der Frühlingssonne. Es war in der Tat der Frühling geistlichen, ewigen Lebens, der in meinem Herzen seinen Einzug hielt. Die liebevolle demütige Milde, mit der dieser Riese der Gelehrsamkeit sprach, die tiefe Überzeugung, die aus seinem wahrhaftigen Wesen hindurch drang, und die, wie es schien, unerschütterliche, unumstößliche Begründung, machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz und meine Seele. Seine Predigten, von so Wenigen ausser seinen Studenten geschätzt und gehört, ebenso tiefgehend wie seine Vorträge, rissen mich ganz hin. Gewöhnlich setzte ich mich nach der Kirche in meinem Zimmer hin und schrieb die Predigt, die sich von Anfang bis zum Ende tief eingepägt hatte, nieder. Unter Nietzsche erwuchs und erstarkte mein Glaubensleben und war seitdem keinen mächtigen Anfechtungen mehr ausgesetzt. Freilich war ja Nietzsche nicht der einzige Vertreter der gläubigen Theologie; stimmten doch alle jene bedeutenden Männer, mit sich verlierenden und unbedeutenden Ausnahmen, im Glaubensgrunde überein! Nur in confessioneller Ausprägung gab es mitunter herbe Differenzen. Nietzsche und Hengstenberg konnten sich nicht vollkommen gerecht werden. Ersterer, der Vater der Union, der andere schroff das Konfessionelle betonend. Wenn Nietzsche über und wider die Konfessionen sprach, konnte selbst dieser milde Geist bitter werden. In diesem Stücke folgte ich ihm nicht. Union schien mir immer eine Sache der Liebe, nicht der Wissenschaft zu sein. Das Recht der Konfession schien mir unwiderleglich zu sein. Die evangelischen Konfessionen mögen sich ehren, anerkennen, verstehen. Das Gemeinsame sollen sie als brüderliche Basis gelten lassen und nicht vergessen, dass die Zeit gleicht und vereint. — Ohne Zweifel hat Nietzsche den tiefsten Einfluss auf mich gehabt. Von ihm kam mir eine Bekehrung zu einem Leben in und aus dem Glauben. Und

dieser Eindruck konnte von den drei anderen bedeutenden Professoren nur bestärkt werden. Twesten stand ohne Zweifel tief und fest im Glauben. Persönlich war er wenig zugänglich, seine Vorträge waren auch gar zu oberflächlich und schulmeisterlich, zu vorgekaut und klargelegt“.

„Viel näher trat ich dem Professor Hengstenberg, dem so gefürchteten Glaubensrichter, der damals unter dem Minister von Raumer die kirchliche Richtung beherrschte. An seinen Vorlesungen konnte ich, da ich in den letzten Semestern keine alttestamentliche Exegetica mehr besuchte, kaum hin und her einmal hospitiren. Verwunderlich war es, wie ihm die Gabe des freien Vortrags so gar nicht gegeben ward; in seinem Excursen gegen seine vielen wissenschaftlichen Gegner blieb er in der Regel stecken. — Dieser so gefürchtete Mann war, wenn man sich an ihn persönlich wandte, von der liebenswertesten Zugänglichkeit. Er hatte es gern, wenn man in seiner Sprechstunde zu ihm kam. Die Sprechstunde benutzte er dann zugleich zu einem Spaziergang: im Winter, in seinem grossen Studierzimmer, wenn es wärmer war, unter den Laubgängen seines kleinen Gartens. Es muss wohl wunderbar ausgesehn haben, wenn der Meister mit seinen Jüngern unablässig im allerschnellsten Tempo im Zimmer oder im Garten auf und ab stürmte, bis die Stunde vorüber war und er uns entliess. Auch mich empfing er immer mit der entgegenkommendsten Vertraulichkeit. Die Gespräche betrafen zumeist theologische, kirchliche und auch kirchenpolitische Gegenstände. Oft fielen Äusserungen und Urtheil zündend in mein beginnendes Glaubensleben; über manche Zeitströmung und Persönlichkeit fielen helle Schlaglichter. Als ich in den Examen stand, besprach ich die mir gestellte Aufgabe mit ihm; seine Bibliothek stellte er zu meiner Verfügung. Einmal fiel wohl auch die Äusserung, ich müsse doch sehn, dass ich noch einmal General-Superintendent in meinem altenburgischen

Vaterlande würde. Einmal ist auch später mein Name in dieser Beziehung genannt worden. Auch in Petersburg hat man einmal an mich gedacht, doch war ich der russischen Sprache nicht mächtig. Ob meine Befähigung einer solchen Aufgabe gewachsen wäre, kann ich bezweifeln, aber nicht entscheiden. Jedenfalls wäre ein kirchenregimentlicher Beruf nicht nach meinem Geschmacke gewesen. Dass Hengstenberg eine gute Meinung von mir hatte, erwies sich noch später, als er mit mir über die Übernahme einer sehr verantwortungsvollen Stellung in der berliner Mission in Beziehung trat, die jedenfalls weit über meine Befähigung hinaus gegangen wäre und nachher eine so vorzügliche Besetzung gefunden hat. Durch seine Vermittelung trat ich nach beendigem Studium in das Haus Arnim-Kröchlendorff als Hauslehrer.—Doch ich möchte noch mit einem Wort des alten lieben Professors v. Strauss erwähnen, dessen Kolleg über die Liturgik ich zu hören hatte und dem ich auch persönlich näher treten konnte. Hierzu gaben seine täglichen Spaziergänge nach drei Uhr im Tiergarten, in dem er eine sehr schöne Wohnung innehatte, Gelegenheit. Von Zeit zu Zeit stellte ich mich dazu ein und wanderte mit dem alten Herrn. Dieser ehrwürdige Mann, der so viel erlebt, die ganze Glaubenserneuerung in Deutschland als ein bedeutend eingreifendes Glied mit durchgemacht hatte und nun als Hofprediger und Professor zu einer hohen Stellung erhoben worden, pflegte den jungen Leuten aus seinem Leben zu erzählen und Blicke in bisher verborgene Geschichtsgebiete zu eröffnen. Ich erinnere mich einmal den Weihnachtsabend in seinem Hause miterlebt zu haben. Das Buch „Golgatha und Sinai“, von seinem Sohne verfasst, ebenso wie sein Werk über die Liturgie der evangelischen Kirche lag auf meinem Platze als Angebinde. — Wie segensreich sind doch solche persönliche Beziehungen zwischen verehrten Lehrern und ihren Schülern“.

War es dem jungen Findeisen vergönnt seitens seiner Lehrer herzliche Teilnahme und Interesse zu erfahren, so wurde ihm auch die Gunst zu teil in seinen academischen Lehrjahren treue Freunde inmitten seiner Alters- und Studiengenossen zu finden. In Jena war es der junge Theologe Rossmann, dem sich Findeisen in warmer Anhänglichkeit verband. Das Freundschaftsband riss auch nicht, als Rossmann der Theologie entsagte und Kunsthistoriker wurde. Er ward später Privatdocent der Kunstgeschichte und starb als vortragender Rat im sächsischen Kultusministerium. In Berlin war es Findeisen vergönnt zwei treue Freunde zu erwerben. Der eine von ihnen war W. Hohenthal, der andere Hermann Dalton, der spätere Pastor der reformirten Kirche in St. Petersburg. Dalton gab, wie wir später sehen werden, den Anstoss zu Findeisen's Übersiedelung nach St. Petersburg.

Über diese Zeit schreibt D. H. Dalton in einem gleich nach dem Tode Findeisens in der „Petersburger Zeitung“ veröffentlichten Artikel—„Erinnerungen an Pastor Findeisen“ Folgendes:

„Im Herbst 1854 bezog ich die Hochschule in Berlin, nach bereits drei Studiensemestern in Marburg. Gleich in den ersten Wochen machte ich in dem Kolleg von Professor Dr. Karl Immanuel Nitzsch die Bekanntschaft eines Studenten aus Altenburg, der, schon in „höheren Semestern“, in Jena die Rechtskunde studiert, aber, einem inneren Berufe folgend, umgesattelt hatte, um in Berlin sich zum geistlichen Amte vorzubereiten. Gleich warme Begeisterung für die Lichtgestalt unserer evangelischen Kirche, unseren hochverehrten, unvergesslichen Nitzsch, brachte uns näher zusammen. Findeisen hatte das Jahr zuvor mit ein paar gleichgesinnten Kameraden den academisch-theologischen Verein gegründet und seinen ebengewonnenen jüngeren Freund in denselben eingeführt. Der Verein begeht in diesem Jahr seine goldene Jubelfeier; die letzte Briefnachricht

vor etwa vierzehn Tagen meldete dem Heimgegangenen, dass die alten Männer des Vereins sich bereits auf das Fest rüsteten, und wir hofften den Gründer in den kommenden Adventstagen in unsere Mitte zu sehen. In Jena war der Jurist noch eifriger „Bursch“ gewesen und eine Schmarre auf dem Gesicht bezeugt, dass er auch loszugehen und die Klinge zu führen verstand. Das war nun abgetan und dieser freie wissenschaftliche Verein mehr nach dem Herzen des Studenten der Theologie. Ein kleiner Kreis vertrauter Freunde schloss sich eng zusammen, ich nenne davon nur den auch noch überlebenden Militär-Obergeistlichen und Konsistorialrat a. D. Hohenthal in Halle. Findeisen bildete den Mittelpunkt des Kreises; nicht so sehr durch die Überlegenheit seines Wissens — um sie zu erlangen, war er zu spät zur Theologie übergegangen — wohl aber durch seinen lautereren, ungezweifelten Glauben, durch die Tüchtigkeit seiner Gesinnung und durch den milden Ernst und die kraftvolle Entschiedenheit seiner religiösen Überzeugung gemäss zu leben und seine Umgebung darin zu beeinflussen. Was er glaubte, wollte er sein, und diese Kraft zog Gleichgesinnte an“.

Die Studienzeit war zu Ende. Das praktische Leben sollte den Beweis liefern, in wie weit der Geist hinlänglich geschult und das Herz gefestigt war.

Es war in Deutschland Sitte, dass die jungen Theologen nach Vollendung ihrer academischen Studien nicht direct ins theologische Amt traten, sondern erst als Lehrer, sei es in öffentlichen- und Privatschulen, sei es in Privathäusern ihre Sporen verdienten. Kirche und Schule, Theologie und Pädagogik waren von Alters her verbunden. Ein Theologe, der nicht mit den Kindern und der Jugend umzugehen versteht, ist ein Kämpfer mit einem Schwert, das zur Hälfte stumpf ist.

Durch Professor Hengstenbergs Vermittelung wurde Findeisen Hauslehrer in einem der ältesten Häuser

Norddeutschlands, im Hause des Herrn v. Arnim-Kröchlendorff, der die Schwester des damaligen Gesandten Preussens am Bundestage in Frankfurt a. M., Otto von Bismarck-Schönhausen, heimgeführt hatte. Des späteren gewaltigen Reichskanzlers geliebte Schwester „Malwine“, an die er so viele geist- und humorvolle Briefe adressirt, ward nun des jungen Candidaten Patronin. Die drei Kinder des Hauses Arnim waren seine Zöglinge. Mit der ganzen Feuigkeit seiner frischen liebenden Mannesseele gab sich der junge Lehrer dem neuen Berufe hin und gewann die Herzen seiner Pflégbefohlenen. Im Gefolge der Arnimschen Herrschaften zog Findeisen bald nach Kröchlendorff, bald nach Berlin, oft auch auf Reisen.

Im Jahre 1855 unternahm die Familie Arnim eine grosse Reise in die Schweiz, an welche der Verstorbene noch im Alter mit Freude zurückdachte, von der er gern sprach. Führt doch diese Reise ihn in das Bismarcksche Haus nach Frankfurt a. M. Wohl 4 Wochen wohnten Arnims und ihr Hauslehrer bei Bismarcks. „Es lebte sich“, erzählte der Verstorbene, „gar zwanglos und gemütlich bei ihnen, besonders durch die freundliche Behandlung des Hausherrn und noch mehr durch die mütterlich herablassende und sorgende Güte der Frau Johanna von Bismarck und ihrer alten Mutter, die auch im Hause weilte, der Frau von Puttkammer. Die drei Kinder Bismarck's: Herbert, Marie und Bill (Wilhelm), waren im Alter der Arnimschen Kinder. Freilich erkannte ich im Jahre 1884 in dem Dragonerofficier, dem Vertreter seines Vaters bei der Hochzeit des Grossfürsten Konstantin mit der Prinzessin Elisabeth von Sachsen, der mich bei dem Festmahl anredete und fragte: „Kennen sie mich nicht mehr, Herr Findeisen?“ nicht den 11 jährigen Herbert. Waren doch unterdessen fast dreissig Jahre dahingegangen“.

Auch die Bismarckschen Kinder hörten damals manchmal dem Unterricht zu; der jüngste Sohn Bill (Wilhelm)

sass vorzugsweise unter dem Tisch. Findeisen erzählte manche Erlebnisse, die die lustige humorvolle Art des grossen Staatsmannes charakterisiren. Der junge Candidat wurde gewöhnlich nach dem Diner von Frau von Bismarck mit Cigarren regalirt; ahnungslos rauchte er die bekannte kohlschwarze, starke Havanna, die Bismarck bevorzugte. Es wurde ihm einmal ganz schlimm davon, so dass der Hausherr selber ihm ein Glas Wein bringen musste. Als sich der junge Candidat erholt, bot ihm Bismarck schelmisch lächelnd eine neue an: „zum Angewöhnen“ meinte er. Öfters zog Bismarck den Hauslehrer zu seinen Nachmittags-spaziergängen im Garten des Gesandtschaftspalais hinzu. Alsdann ging es in gewaltigen Schritten durch die Laubgänge und unerwartet zog Bismarck eine Pistole aus der Tasche, um mit grosser Treffsicherheit die Raben von den Bäumen herunterzuschliessen.

Auch dieser Zeit gedenkt Dr. Dalton in seinen schon erwähnten „Jugenderinnerungen an den heimgegangenen Pastor Findeisen“ (St. Petersb. Zeit., 16 März 1903).

„Nach ein paar Jahren trafen wir uns wieder in Frankfurt. Er (Findeisen) war Erzieher im Hause des Schwagers von Bismarck, v. Arnim-Kröchlendorf, geworden; seine Schülerin hat später ihren Vetter, den Grafen Wilhelm Bismarck geheirathet und lebt als Wittwe auf dem ihr zugefallenen Gut Varzin. Mit Findeisen und seinen jungen Schülern durchwanderten wir die herrlichen Berge und Thäler des Taunus; durch ihn wurde ich mit dem Hause Bismarck bekannt. Auch Frau v. Bismarck hielt grosse Stücke auf den gläubigen und tüchtigen Erzieher der Kinder ihrer Schwägerin; sie hat mir in Petersburg oft und immer anerkennend vom ihm erzählt. Schon in Frankfurt traten die Unterschiede zu Tage, die in unserer theologischen Entwicklung sich vollzogen. Wir hatten uns zuerst auf dem Unionsboden begegnet, den ent-

schieden unser gemeinsamer Lehrer mit Geist und Kraft vertrat. Dann war bei Findeisen, je länger je mehr das lutherische Bekenntniss seiner heimatlichen Kirche zur Geltung gelangt, aber je und je lebenslang, dass er als lauter, echter Christ nie die Unionsgesinnung seines Herzens verleugnete, dass er allzeit, wo er Übereinstimmung in den Artikeln göttlicher Majestät unserer evangelischen Kirche vorfand, ein treue Hand den Brüdern aus dem gemeinsamen Hause der Reformation reichte. Und das machte mir den Studiengenossen so lieb und werth“.

Nachdem Findeisen seine Präceptor-Aufgabe im Arnimschen Hause vollendet und auch sein zweites theologisches Amtsexamen vor dem Altenburgischen Consistorium gemacht, wurde er Lehrer in dem seiner Zeit so bekannten und gerühmten Teichmannschen Erziehungsinstitut in Leipzig. Er hatte eine Mädchenclasse in fast allen Schulfächern zu unterrichten, dann eine untere Classe, Kinder von 10—12 Jahren, und ausserdem eine höhere Classe in der deutschen Litteratur. Das gab viel Arbeit, aber auch viel Freude, denn der Leiter der Schule, Director Teichmann, war ein hervorragender Pädagoge, welcher seinen jungen Mitarbeitern die Freudigkeit an dem schweren Amt der Kindererziehung einzuflössen verstand. In Leipzig lebte Findeisen in einem anregenden, religiös belebten und wissenschaftlich strebenden Kreise. In nähere Berührung trat er mit dem Universitätsprofessor und Prediger von Zeschwitz, dem späteren Dorpater Professor W. Volck, dem Missionsdirector Graul, den Professoren Luthardt, Kahnis und vor allem — Pastor Ahlfeldt, der in Findeisen ein grosses, nie mehr erschlaffendes Interesse für die Heidenmission weckte. Die Begeisterung für die Missionsthätigkeit wurde so lebhaft, dass in Findeisen sogar der Gedanke auftauchte nach Afrika als Missionar zu gehn. Es kam aber anders. Eine Pfarrerstelle in Europa wartete seiner. — Vor Allem schien es, als wenn

die Vaterstadt Altenburg Findeisen zu sich ziehn würde. Im Jahre 1859 war in Altenburg die unterste geistliche Stelle, die eines Collaborators vacant geworden. Der General-Superintendent Dr. Braune, der dem jungen Findeisen sehr wohl wollte, schlug ihm dem Stadtrath, von dem die Besetzung der Stelle abhing, vor. Findeisen wurde aufgefordert eine Gast- oder Probepredigt zu halten. Allein diese Predigt erregte grossen Anstoss bei den Herren des Stadtraths. — „Es war nämlich“, erzählt er, „die Zeit der 100jährigen Geburtsfeier Schillers, die wir auch im Teichmannschen Institut begingen, wobei mir, als Litteraturlehrer, die Festrede übertragen war, die ich auch mit grosser Freude hielt. Davon, dass gerade die Schillerfeier Veranlassung in Altenburg zu einem heftigen Streite zwischen Stadtrath und Consistorium gegeben hatte, in welchem Streite der Stadtrath eine kirchliche Feier mit Glockengeläute wünschte, das Consistorium hingegen Kirche und Glocken ausgeschlossen wissen wollte, davon hatte ich keine Ahnung. In der Predigt kam ich auf die Schillerfeier zu sprechen, die ich sehr billigte, indessen nur so, dass jegliche Menschenvergötterung dabei zu vermeiden und Glocken und Kirche wegzubleiben hätten. Natürlich erhob sich nun ein grosser Sturm gegen diesen unverschämten jungen Theologen, der seine Stimme geltend machen wollte in der umstrittenen Tagesfrage. Der Oberbürgermeister im Altenburg äusserte laut seine Missbilligung. Als ich harmlos zu den Meinigen zurückkehrte, klang es mir entgegen: „Was hast Du gethan! Du hast Deine Anstellung in Altenburg unmöglich gemacht!“ Jedenfalls protestirte der Stadtrath gegen meine Anstellung. Braune wollte aber seinen Candidaten nicht fallen lassen und so verging viel Zeit, ehe der Handel zwischen Stadtrath und Consistorium zu meinen Gunsten ausgekämpft war. Und doch kam ich nicht nach Altenburg, ich darf wohl sagen: „durch Gottes Fügung“.

Es war Findeisen nicht beschieden, Pastor in einer kleinen Stadt zu werden und im engen Bannkreis des damals (1859) noch sehr kleinen und kleinstädtischen Altenburgs zu leben. Er sollte in das grosse Arbeitsfeld zweier Grossstädte.

In den Sommerferien 1859 erschien in Leipzig einer der protestantischen Prediger zu Paris, Pastor Valette, um einen jungen deutschen Prediger für die Kirche „des Billeter“ in Paris zu suchen. Valette wandte sich unter Anderem auch an Findeisen, auf den die Herren Graul und Ahlfeldt ihn aufmerksam gemacht hatten. Findeisen nahm nicht sofort die Einladung an, sondern behielt sich die Entscheidung vor, bis eine directe Aufforderung an ihn ergehen würde. Eines war jedenfalls entschieden. Aus Leipzig ging es fort, mit der pädagogischen Thätigkeit hatte es ein Ende. Das Pfarramt trat an ihn heran. Aber wohin? In die Fremde nach Paris, oder in die enge, aber liebe Heimat? In damaliger Zeit schien der Erdball viel grösser, die Entfernungen viel gewaltiger, es gab ja nicht einmal auf der ganzen Strecke Eisenbahnen, geschweige denn durchgehende Courierzüge, welche die Reisenden in einer Nachtfahrt aus dem Herzen Deutschlands nach Paris brächten. Und in deutschen bürgerlichen Kreisen hatte das Wort „Paris“ keinen guten Klang. Das zweite Kaiserreich stand damals auf seinem Höhepunkt. Paris gab den Ton in Politik, Mode, Kunst, Gastronomie, Liederlichkeit und Leichtsinne. Einen Sohn in dem Sündenbabel zu wissen, war für ein Elternpaar jener Zeit ein unheimlicher Gedanke. So ward die Entscheidung, ob Altenburg, ob Paris — eine sehr schwere. „Eine solche Entscheidung“, sagt der Verstorbene in seinen Aufzeichnungen, „ist für einen kurzsichtigen Menschen zu schwer; ich überliess die Sache dem Herrn, indem ich bestimmte, ich würde derjenigen Aufforderung folgen, die zuerst an mich gelangte, in der gläubigen Voraussetzung

der Herr werde es in solcher Weise Seinen Willen auszurichten wissen. Die Pariser Berufung traf zuerst ein, am anderen Tage kam die Berufung nach Altenburg. Ich beschloss der ersteren zu folgen und gab eine entsprechende Antwort“.

Findeisen dachte nicht daran der Heimat für immer den Rücken zu kehren. Das Altenburger Consistorium gab ihm das Recht in der Zahl der Altenburger Pfarramtscandidaten zu verbleiben. Am 31. Januar 1860 fand, auf Wunsch des Pariser Consistoriums, in Altenburg, in der Unterkirche die feierliche Ordination statt. Geleitet vom elterlichen Segen, gestärkt im Gebet, begab sich Findeisen auf die Reise in die Fremde. In Paris wurde er auf das Herzlichste von seinen neuen Amtsbrüdern empfangen. Mehrere junge deutsche Prediger wohnten zusammen in einer Pension. Es war damals bitterkalt und die Wohnung nicht gerade glänzend! Die Stube war nicht gedielt, sondern gepflastert, ein Kamin war wohl da, aber grosse Glashüren liesen die Kälte frei eindringen. Das Bett mit seiner dünnen Decke wurde durch den Pelz, in dem der junge Reisende angelangt war, vervollständigt. — Findeisens Stellung war die eines *pasteur auxiliaire*, eines Hülfspredigers mit 4000 Francs Gehalt (als er heirathete wurde das Gehalt auf 6000 Francs erhöht). Er hatte einen bestimmt abgegrenzten Wirkungskreis: alle 14 Tage den Sonntagsgottesdienst in der Kirche des *Billetes*, Amtshandlungen in den deutschen Familien, die sich an ihn wandten, sowie Seelsorge unter den Deutschen in einem Stadttheil von Paris. Ausserdem war Findeisen speciell das *Faubourg St. Antoine* mit seinen vielen Deutschen, hauptsächlich zum Arbeiterstande gehörig, als Missionsfeld und zur Seelsorge übertragen. Als Glied der Pariser Geistlichkeit *de la confession d'Augsbourg* hatte Findeisen das Recht an den Sitzungen des lutherischen Consistoriums, freilich ohne Stimmrecht, Theil zu nehmen; er war eben-

falls Mitglied der Pariser deutschen (inneren) Mission und der Diaconatversammlung zur Unterstützung Bedürftiger.

Das Arbeitsgebiet, welches Findeisen angewiesen wurde, war gross und schwer, doch fehlte es nicht an Anregung und Freude. Viel Anregung und Vertiefung seines Glaubenslebens verdankt Findeisen dem Kreise junger ernstgläubiger evangelischer Prediger, die gleich ihm nach Paris gekommen waren, um unter den Evangelischen zu arbeiten. Unter dem Präsidium des Gründers der Deutschen Mission in Paris, Pastor Louis Meyer, arbeiteten ausser dem neuen Ankömmling, die Pastore: Mast, Simon, Lode, Reichard und von Bodelschwingh. Junge energische Arbeitskräfte dringen stets aus dem abgesteckten Arbeitsfelde heraus; jede gethane Arbeit schafft eine neue und die schöpferische Arbeitsliebe findet auch immer die Mittel zur Erreichung der Ziele. So war es in Paris, so war es und ist es auch noch in Petersburg. Das moralische und physische Massenelend der Grossstadt des XIX. Jahrhunderts, mit seinem Hetzen und Jagen nach Erwerb, die Gefahr der reihenweisen Entsittlichung und Religionsentfremdung der Jugend, die früh schon den Kampf ums Dasein kennen gelernt mit seiner Gewaltsamkeit, und im Kampf um das irdische Dasein den Kampf mit der Sünde vergisst, ergeben ein gewaltiges Gebiet für Bethätigung schaffender Kräfte im christlichen Sinne. Einer der Vorgänger Findeisens, Pastor Beyer, hatte in Paris einen evangelischen Jünglingsverein ins Leben gerufen. Derselbe hatte sich aber aufgelöst und es waren kaum noch Spuren von ihm vorhanden. Dieser erste Pariser Jünglingsverein war 1848 ins Leben gerufen worden. Im Jahre 1860 war nur noch die von Pastor Beyer gegründete Herberge vorhanden, mit 8—10 Betten und unter der Leitung einer Hausmutter. Die Jünglinge erhielten Kost und Logis, aber von geistiger und geistlicher Leitung war kaum mehr die Rede. — Im Verein mit zwei jungen Leuten, dem Berliner

Dannenberg und dem Hannoveraner Bösch, machte sich Findeisen daran dieses Arbeitsfeld neu zu roden und zu bepflanzen. Er entschloss sich die Herberge zu vergrößern, aber sie zugleich in eine Anstalt umzuwandeln, wo mehr geboten werden sollte, als gute Betten und billiges Mittagessen. Nachdem eine Zeitlang die Versammlungen des Jünglingsvereins in der Wohnung Findeisens oder bei Dannenberg stattgefunden hatten, — miethete der Erstere ein besonderes Local (Rue de Bandy). Mit dem Vereinslocal wurde auch eine Herberge von 44 Betten verbunden. Zur Einrichtung der Herberge steuerten die deutschen Familien der Findeisenschen Gemeinde entweder das fertige Material bei oder das Geld zur Anschaffung von Betten und Wäsche. Der frühere Jünglingsverein bestand nur aus Arbeitern. Nunmehr traten auch junge Kaufleute ein. Während der Blüthezeit des Vereins, unter Findeisens Leitung, betrug seine Mitgliederzahl 40—50. Gab schon diese neue Schöpfung genügend Arbeit, so hatte es dabei doch nicht sein Bewenden. Einer der französisch-evangelischen Pastoren, Pastor Hosemann, hatte in den ehemaligen 1848 errichteten Nationalwerkstätten ein neues Centrum für evangelische Gemeindethätigkeit gefunden, hatte eine Waisen- und Greisenanstalt gegründet und sonntäglichen Gottesdienst eingerichtet. Findeisen wurde beauftragt dort alle 14 Tage deutschen Gottesdienst zu halten. So hatte er denn 2 Predigtstätten. In emsigster Arbeit, in regem Verkehr mit den Amtsbrüdern und den deutschen Familien seiner Gemeinde floss Findeisens Pariser Leben dahin. Etwas mehr als ein Jahr nach seiner Installirung in Paris wurde Findeisen Ehemann. Er führte die Tochter eines aus Stuttgart gebürtigen Kaufmanns Brunarius heim, mit der nicht nur eine unermüdlich schaffende Hausfrau an seine Seite trat, sondern eine verständnisvolle treue Gehülfin in der Liebesarbeit eines evangelischen Predigers.

Die 5^{1/2} Jahre in dem gefürchteten Paris wurden für Findeisen zu segensvollen Arbeitsjahren, die dem jungen Prediger eine Fülle von Erfahrungen brachten und die Möglichkeit seine Kräfte in der Erfüllung der verschiedensten Aufgaben im Gemeindeleben zu erproben. Seine Arbeit führte ihn in die Hütten der ärmsten Fabrikarbeiter, in die Salons reicher Fabrikanten und Kaufleute, in den anregenden Kreis der protestantischen Prediger verschiedener Confessionen und Richtungen, endlich auch, wenngleich ausnahmsweise, an den Kaiserhof, der im glänzendsten, üppigsten Leben nicht ahnte, dass nach wenigen Jahren ihm ein gewaltiges Mene mene tekel an die Mauern der Tuilleries geschrieben werden würde. — Die wärmste, dankbarste Erinnerung knüpfte sich für Findeisen (abgesehen von der Familie) an das Gemeinschaftsleben der Pastoren. Lassen wir ihn selbst sprechen: „Was mich von Anfang an im Kreise der Pastoren der evangelischen Kirche in Paris so ansprach, war die vollkommene Glaubensübereinstimmung der Prediger, nicht in confessioneller, sondern in christlicher Beziehung. In confessioneller Beziehung war unter den Franzosen nur Hosemann tiefer in das Verständniss der lutherischen Besonderheit eingedrungen; auch Meyer war dem lutherischen Wesen zugänglich; die anderen hielten wohl als Diener der lutherischen Kirche auf lutherisches Bekenntniss, doch ohne alle Schroffheit; von den Deutschen waren Mast, Reichard, Lienhardt und ich mehr lutherisch gefärbt. In der Stellung zur Schrift war vollste Einmüthigkeit; christlich-orthodoxes Bekenntniss war Übereinstimmung. Zu dieser christgläubigen Gemeinschaft trat noch etwas Besonderes hinzu, eine Übereinstimmung in dem der Welt abgewandten; man könnte sagen: pietistischen oder mehr gesetzlichen Lebenswandel. Bei allen, besonders bei den französischen älteren Herren, war im Gespräch und im Hausstand etwas christlich Gehaltenes zu spüren; man liess sich nicht gehen.

Niemals wurden Gastmähler gegeben, die häusliche Lebensführung war eine sehr einfache. Es war kein Gedanke daran, dass einer der Pastoren etwa ein Theater besucht hätte, nicht einmahl ein Concert. Ich habe in den 5—6 Jahren nicht ein Mal an einem Concert Theil genommen. Es würde gewiss in der Gemeinde, namentlich bei den einfachen Leuten, einen grossen Anstoss gegeben haben, wenn einer der Pastoren wäre im Theater gesehen worden. Kunstgenuss erlaubte ich mir nur insofern, als ich die Museen im Louvre, Louxembourg etc. besuchte. Das Weltliche war entschieden ausgeschlossen im Leben ernster Christen. Darin trat mir der Unterschied zwischen Paris und Petersburg sehr bemerkbar entgegen. Die Pastoren in Petersburg haben mehr Mittel, verwenden mehr Geld auf den Hausstand; ihre Familien lassen sich zu manchem Weltlichen heranziehen, wie Tanz, Theater, gesellschaftliche Vergnügen“.

„Es musste für Jeden von uns, besonders auch für uns, die Jüngerer, sehr heilsam sein, zu einer so christlich gehaltenen, freundlich liebevollen, im Glauben stehenden Pastorengemeinschaft zu gehören. Wir versammelten uns auch zu Pastorenconferenzen, theils zur Besprechung der kirchlichen und Gemeindeangelegenheiten“.

„Ich erinnere mich nicht, dass jemals eine Trübung solcher Gemeinschaft vorgekommen sei. Auch wissenschaftliche Arbeiten wurden uns dargeboten und zur Besprechung gezogen. Ich erinnere mich zwei solcher Arbeiten geliefert zu haben; eine über die Liturgie der lutherischen Kirche und eine über die Kindertaufe. Damit begnügte sich die mehr lutherische Richtung meiner kirchlichen Anschauungen. In ersterer Hinsicht habe ich auch eine Änderung und Verbesserung veranlasst. Als ich ankam, war die liturgische Form mehr der reformirten entsprechend, nur etwas reichlicher. Man verlas ein Sündenbekenntnis, dann das Glaubensbekenntnis, dann die Schrift. Natürlich gefiel

mir das nicht. Ich verfasste einen Entwurf einer Liturgie nach Dieffenbach und Löhe für den deutschen Gottesdienst, liess ihn drucken, natürlich mit Zustimmung meiner älteren Collegen, namentlich auch des Pastors Valette, der eigentlich von Haus aus ein Reformirter, doch daran Gefallen hatte; sowie meiner deutscher Collegen, die bereit waren, diese Liturgie in ihren Gottesdiensten zu gebrauchen. Eigentlich war die ganze Sache ein kleiner Gewaltstreich; es durften keine Bücher und kirchliche Gebräuche eingeführt werden ohne Zustimmung des Consistoriums. Das Consistorium bestand aus Franzosen zumeist; ein Verständnis der Sache war nicht zu erwarten; wir hatten ja zunächst an den deutschen Gottesdienst gedacht und darum bekümmerten sich die Herren des Consistoriums zumeist nicht. Es war in einer Pastorenconferenz, in der der Präsident des Consistoriums Pastor Meyer sich über solch Verfahren beschwerte. Er sagte etwa: Die Herren verfassen eine neue Liturgie, lassen sie auf schönem Papier drucken, führen sie in den deutschen Gottesdienst ein und wir erfahren garnichts davon! Pastor Valette verstand es sehr gut, an rechter Stelle zu schweigen. Er, als Ältester, hätte sich verteidigen müssen. Aber er schwieg. Und die Sache blieb eine Thatsache; ohne Zweifel, weil auch Pastor Meyer einsah, dass hier eine Verbesserung vorliege. In gleicher Weise geschah es auch mit dem Gesangbuche. Bisher hatte die deutsche Gemeinde das württembergische Gesangbuch gebraucht; man kann sagen: unter den guten Gesangbüchern das erste und schlechteste. Da nun die stramme lutherische Partei unter Hosemann und Genossen das Hanau-Strassburgsche alte Gesangbuch mit neueren Gesängen bereichert wieder neu herausgab, beschlossen wir es auch in unsern deutschen Gottesdiensten einzuführen; und so geschah es auch an den meisten Stellen und ist wohl noch so bis auf den heutigen Tag.

Von grossem Interesse waren die im April stattfindenden gemeinsamen Pastorenconferenzen der reformirten und lutherischen Geistlichkeit, die in einem wohl zum Oratoire, dem Haupttempel der Reformirten, gehörenden grossen Saale gehalten wurden. Der Lutheraner waren verhältnismässig wenige, der Reformirten, aus ganz Frankreich zusammengekommen, viele. Damals gab es unter den Reformirten zwei Parteien, die orthodoxe und die liberale. Grandpierre und Ad. Monod waren die Häupter der ersteren gewesen; an Stelle des verstorbenen Ad. Monod stand sein Bruder Th. Monod, ausserdem Rognon, Dhombres und besonders Bersier; die Pastoren der lutherischen Kirche hielten zu den Orthodoxen. Die Häupter der liberalen Partei waren die Coquerets, Vater und Sohn. Männer wie Pressensé hielten die Mitte. Die Gegensätze platzten mit einer Heftigkeit und mit einem Lärm auf einander wie es eben nur bei den lebhaften Franzosen der Fall sein kann. Manchmal kam es zu einem Geschrei der Stimmen, Klatschen, Trommeln mit Füssen und Stöcken, dass man seine eigne Stimme nicht mehr hören konnte. In kurzen Reden, in denen die Gegner sich bekämpften, erwiesen sich die Herren als Meister; Schlag auf Schlag folgte Einer dem Andern. Am meisten entzückte mich der hochgewachsene, schöne Bersier — ein wahrer Alcibiades; seine Reden waren wahre Meisterstücke an Schönheit der Form und schlagender Kraft. Er ist wohl der vollendetste Redner gewesen, den ich je gehört habe. Wenn es so laut herging unter den Pastoren, hatte ich wohl das Bedenken, — wenn nun unter den offenen Fenstern Leute vorübergingen — es war glücklicher Weise eine wenig begangene Strasse — und fragen würden, wer ist denn da oben, so hätte vielleicht ein Kundiger gesagt: „Ce sont les pasteurs évangéliques“. Daran dachte Niemand; die Fenster blieben offen; der Streit entbrannte immer von Neuem — bis zum Hutaufsetzen des Präsidenten“.

Wie oben bemerkt, hatte Findeisen Gelegenheit auch den damaligen Herrscher Frankreichs, den dritten Napoleon und seine schöne, herrschsüchtige und bigotte Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, in den Tuilleries zu sehen. Am Neujahrsfeste war am kaiserlichen Hofe grosser Empfang. Auch die evangelische Geistlichkeit hatte das Recht, wenn nicht die Pflicht, sich bei dieser Vorstellung zu betheiligen. Kommen konnte von den Pastoren, wer wollte. Einmal benutzte auch Findeisen die Gelegenheit die Sphynx von Europa näher in Augenschein zu nehmen. Man versammelte sich in mehreren Sälen. Als die Zeit gekommen, öffnete sich die Thür, die in die inneren Gemächer führte, ein Kammerherr in grossem Staat kam herausgeschritten mit dem lauten Ruf: „L'empereur, l'empereur!“ Und nach einigen Augenblicken folgte der Kaiser, den Prinzen Louis an der Hand führend, nicht festen Schrittes, sondern mehr schleichend, sein Auge verschleiert, unergründlich, man möchte sagen, lauernd. Nachdem er hindurchgeschritten und in einem der folgenden Säle auf dem Throne Platz genommen hatte, gingen die Deputationen der Reiche nach an ihm vorüber, sich vor dem Throne verbeugend. „Das war Alles“, bemerkt Findeisen, „eine seiner berühmten Ansprachen, vor denen dazumal die Welt zitterte, weil sie Krieg oder Frieden bedeuten konnten, habe ich nicht gehört, die war wahrscheinlich schon vorüber. Die herrliche Treppe wieder hinuntersteigend, sah ich nun die berühmten Gardisten des Kaisers an, die auf jeder Stufe standen. Es waren lauter auserwählte schöne Gestalten in ihrer so kleidsamen hellblauen Uniform. Ich staunte über die Pracht dieser kriegerischen Gestalten. Es dauerte ja nur noch wenige Jahre bis dieser mächtige Kaiser, der damals fast über die Welt gebot, so elendiglich stürzte“. — Findeisen hatte Gelegenheit auch die Kaiserin Eugenie in den Tuilleries zu sehen und zwar in Veranlassung eines Festes, welches der auf Initiative der

Kaiserin gegründete Verein „Prêt de l'Enfance au travail“ gab. Der Gedanke dieses Vereins war der, dass die Kinder, an deren Spitze der kleine Louis, des Kaiserpaares einziges Kind, stehen sollte, den Arbeitern, die dessen bedurften, Unterstützungen als Darlehn darbieten sollten. Auf diese Weise sollten die Kinder der wohlhabenden und reichen Familien an der „Verbesserung des Looses der Arbeiter mitwirken“. Es war eine der vielen höfisch-phantastischen Unternehmungen des zweiten Kaiserreiches, welche dazu dienen sollten die kaiserliche Familie in den Kreisen des vierten Standes populär zu machen. Die Sache wurde, da sie von der Kaiserin ausging, grossartig angelegt. „In jedem der 20 Arrondissements von Paris“, erzählt Findeisen, „sollten sich um den Maire des Arrondissement die Theilnehmer gruppieren, besonders reiche, vornehme Leute aus allen Kreisen. Auch die Geistlichen aller Confessionen wurden zugezogen. Auch mir, als einem der Pastoren, die in dem Faubourg St. Antoine ihre Arbeit hatten, war ein Papier von bedeutender Grösse, schön gedruckt, zugeschickt worden, wonach ich zum Mitglied des grossen Comités ernannt worden war. Eines Tages bekam ich die Aufforderung mich an einem bestimmten Tage und Stunde zum Jahresfeste des genannten Vereins in den Tuilleries einzufinden. Es war da eine gewaltige Menschenmenge aus allen Arrondissements um ihre Maires versammelt. Die Kaiserin musste es über sich ergehen lassen, dass alle diese Menschen ihr von den Maires vorgestellt wurden. Da kam sie auch an meine Gruppe heran. Der Maire stellte nun Alle einzeln vor. Als sie bei mir vorbeiging, hiess es: „Mr. Findeisen, ministre protestant“. Ein Hauch von Unwillen schwebte über ihr schönes Antlitz, und sie wandte sich rasch zum Nächsten. Nachdem diese mühevollen Aufgabe vollendet war, drängte sich die Schaar in einem angrenzenden Saale zusammen. Ein Tisch ward hingesezt; die Kaiserin erwartete

uns mit ihrem Secretär. Es ward lautlose Stille; die Kaiserin erhob sich um zu sprechen, sie, die Frau vor so vielen Männern. Sie schweig einen Augenblick, legte die Hand, als wäre sie verlegen auf die Stirn und sprach hierauf mit vernehmlicher Stimme ihre Rede. Welch schöne Frau! Ob es wohl eine schönere gab in Frankreich? Nach kurzer Ansprache, in der sie die Aufgabe des Vereins hervorhob, ertheilte sie ihrem Secretär das Wort, der den Jahresbericht erstattete. So hatte ich die Kaiserin recht nahe gesehen und wusste, dass sie keine grosse Freundin von uns Evangelischen sei“.

Die Pariser Pastoren genossen die Wohlthat jährlicher nicht allzu reich bemessener Sommerferien. Dieselben wurden zumeist zu Reisen in die Heimat benutzt, wobei auch andere Theile Deutschlands besucht wurden. So machte Findeisen im Jahre 1861 mit seiner jungen Frau eine Reise ins Hannoversche, er kam auch nach Hermannsburg, wo Pastor Ludwig Harms arbeitete. Mit Begeisterung erzählte er oft von dieser originellen, kernigen Persönlichkeit, die Träger eines gewaltigen Missionswerkes war. Die Reisen in Deutschland benutzte Findeisen, wie er sich ausdrückt, auch dazu, um bei den Freunden der deutschen Mission in Paris als christlicher Bettler herumzuziehen, d. h. um zu collectieren. Eine derartige Collectenreise führte ihn im Jahre 1862 auch in die baltischen Provinzen und nach Petersburg. Er sah zum ersten Mal die Stadt und die Kirche, in der er 34 Jahre wirken sollte. Der Besuch in Russland gab ihm Gelegenheit die Bekanntschaft der petersburger und baltischen Pastoren zu machen. Er lernte den ehrwürdigen Bischof Ullmann kennen, den Pastor Frommann, den damals grössten Kanzelredner Petersburgs, den Pastor Taubenheim, den Dichter geistlicher Lieder, dessen Nachfolger er werden sollte, die Pastore Bäckmann, Masing, in Dorpat den Professor Christiani, den Oberpastor Schwarz, auch den Pro-

fessor Kurtz und den geistvollen Professor Alexander von Öttingen. Aber damals kam es ihm wohl nicht in den Sinn, dass er aus der Metropole des Westens, Paris, an die Newa versetzt werden würde. Andererseits war es für ihn eine beschlossene Sache, nicht für immer in Paris zu bleiben. Warum? Diese Frage beantwortet er selbst folgendermassen:

„Ich war mit meiner Stellung in Paris sehr zufrieden, und hatte auch allen Grund dazu; ich hätte ja ein Unmensch sein müssen, wenn ich es nicht gewesen wäre. Meine Beschäftigung war ausreichend, mehr als das; meine Gemeinde war, glaube ich zufrieden mit mir; sie hörte meine Predigten und stellte sich auch mir nahe zu freundlichem und seelsorgerischem Verkehr. Viele Persönlichkeiten sind für die Ewigkeit eingegraben in die Tafeln des Herzens. Der Jünglingsverein, der mir als mein Kind besonders nahe stand, wuchs und gedieh. Es kam sogar zu einem Zweigvereine im Faubourg St. Antoine. Meine Collegen waren mit mir herzlich eins; gemeinschaftliche Arbeit, wie zum Beispiel die Herausgabe des „Schifflein Christi“ mit der Vignette eines Schiffes, auf dem geschrieben steht „Fluctuat, nec mergitur“ (Symbol von Paris), führte uns oft zusammen; eine Geistesgemeinschaft, die bis zur Stunde nicht vergangen ist, so weit sich das bei den Entfernungen spüren lässt. Auch die französischen Collegen, wie Meyer, der geistvoll anregende Mann, Valette, die treue hingebende Seele, Hosemann, mit dem ich auch endlich mehr vereint war, Berger, ein Mann tiefen Ernstes, Hagen, hochbegabt für die Predigt — ein Predigtwort von ihm hat mich einmal besonders tief ergriffen — dann die Prediger Mettetal und Goguel, ersterer auch wissenschaftlich sehr strebsam, letzterer ein fester, treuer, ernster Mann — das waren die, die damals das Ruder in den Händen hatten — diese alle waren lieb zu mir und wert, sehr verehrt und geliebt zu werden. Und dass ich ihn nicht vergesse,

den Sacristan der lieben Billetteskirche, Herrn Hobler, der sein Amt, seine Kirche, die Gemeinde, die sich da versammelte, und — ich bin des gewiss — die Pastoren auf so treuem Herzen trug. Dieser Mann hat mir immer zu grosser Erbauung gereicht, wenn er anspruchslos, still, ordnend, helfend durch die Kirche schritt, ein Mann mit so viel Geist und doch so bescheiden, ein Kirchendiener nach dem Herzen Gottes. Auch der sei nicht vergessen, der den Gottesdienst so hob und belebte mit seinem ausdrucksvollem angemessenen Orgelspiel, Herr Renkhof, Vorsteher und Lehrer in den Anstalten von St. Marcel. — Auch Sorgen des Auskommens hatte ich nicht; und dazu der schöne Anschluss ans Haus Brunnarius, das mein so liebes Elternhaus geworden war neben dem lieben, nun schon alternden Elternpaare daheim. Nein, ich muss es immer wieder loben und bekennen: Der Herr hat mich über die Massen freundlich geführt damit, dass Er mich nach Paris geführt hat. Aber trotz alledem war es mir doch gewiss, dass ich da nicht meine eigentliche Heimat finden könne. Warum nicht? Ich weiss nicht recht; man kennt sich selber ja am wenigsten. Aber ich denke: Ich war gar zu deutsch für Frankreich. Ich hatte ja zunächst gar keinen Gedanken und Wunsch fort zu gehen; und doch kam mir der Gedanke gar nicht, dass ich in Paris bleiben sollte; es war eben eine schöne, gottgesegnete Station meiner Lebensfahrt. Mein Leben mit Frankreich zu verbinden, war nie in meinem Sinn“.

Da kam ganz unerwartet der Ruf nach Petersburg. Findeisen hatte keine Ahnung davon, dass einer seiner Freunde, der schon in Petersburg Pastor war, nämlich H. Dalton, den Boden für sein Hinüberkommen ebnete. Lange Jahre hatten sich die Freunde nicht gesehen; da trafen sie 1864 bei dem evangel. Kirchentage in Altenburg zusammen. Ein Vorfall während dieses Kirchentages rief in

Dalton den Entschluss wach seinen Jugendfreund für Petersburg zu gewinnen. Der Professor Beischlag aus Halle hatte einen Vortrag gehalten, der bei wundervoller Form die grössten und im Grunde doch nichtssagenden Irrlehren in Betreff der ewigen Existenz Christi enthielt. Der feurige Findeisen entschloss sich den Fehdehandschuh aufzunehmen.

Doch lassen wir H. Dalton, den Zeugen jenes Vorgangs, selbst berichten:

„Die ganze Versammlung stand einen Augenblick im Bann des mit zündender Beredsamkeit frei und fliessend gehaltenen Vortrages, von dem später Beischlag selbst urtheilte, dass er unpraktisch und unvorsichtig ausgerichtet gewesen sei, und der für den Redner durch den von Hengstenberg alsbald ausgegangenen Bannstrahl verhängnissvoll wurde. Noch hatte sich Niemand zum Wort gemeldet. Da sehe ich mit einem Mal frank und frei, mit dem schönen Ernst, der ihn wie auf der Kanzel so auch auf der Rednerbühne zierte, den alten Studiengenossen, von dessen Anwesenheit in Altenburg ich nichts wusste — ich war früh am Morgen erst aus Erfurt eingetroffen — herantreten und stehenden Fusses mit der ganzen Wärme der Überzeugung in seiner wohllautenden, kräftigen Stimme dem Professor erwidern und geschickt so manche Blösse, die er sich gegeben, in liebenswürdiger, nicht verletzender, aber entschiedener Weise aufdecken und widerlegen“.

Findeisen führte seine Rede zu Ende, indem er in glaubensfroher Begeisterung, mit der wörtlichen Wiedergabe des zweiten Artikels des Katechismus in der Erklärung Luthers schloss. Sein Auftreten imponirte ungemein und besonders Dalton gewann den Eindruck, den Mann sollte die grösste lutherische Gemeinde Petersburgs zu gewinnen suchen. Um die Zeit, im Jahre 1865, verliess Pastor Karl Frommann seinen Posten an der Petrikirche. Findeisen erhielt eine Aufforderung zur Probepredigt nach Petersburg zu kommen.

Hier wurde er auf das gastfreundlichste von Dalton aufgenommen und empfing am Abend seiner Ankunft den Besuch des vom Amte scheidenden Frommanns. Dieser hatte schon einen Nachfolger für sein Amt ins Auge gefasst, den Prediger Christlieb, derzeit in London, später Professor in Bonn. Da sich die Unterhandlungen mit Christlieb zerschlugen, so hatte Frommann nichts dagegen, seinen grossen Einfluss zu Findeisens Gunsten einzusetzen, fürchtete aber dessen vielleicht zu schroff lutherischen Standpunkt. Frommann selbst war ein Mann der Union.

„Eigentlich war es bestimmt, erzählt Findeisen, dass ich am Himmelfahrtstage (1865) predigen sollte; ich hatte auch die Predigt dazu aufgeschrieben. Es trat aber eine Verspätung in Betreff der ministeriellen Erlaubnis ein, und so arbeitete ich die Predigt um. Der Hauptgedanke war: „Das Christenthum ist nicht ein Sein, sondern ein Werden“. — Ich predigte mit grosser Freudigkeit, wohl auch mit meiner mitunter übermässigen Lebhaftigkeit. Dalton hinterbrachte mir ein Urteil: „Solch eine Predigt habe der Betreffende noch nie gehört“ (ein sehr zweifelhaftes Lob!) und die Aussage Frommanns: „Die Predigt sei inhaltlich gut, formell schlecht gewesen“. — Bald darauf reiste Findeisen zurück nach Paris. Die Wahl sollte im Herbst stattfinden.

Der Mitbewerber um das erledigte Predigtamt an der Petrikirche war Findeisens späterer langjähriger Amtsgenosse und treuer Freund Alexander Fehrmann, der nunmehrige Moskauer Generalsuperintendent. Bei der Wahl fielen auf Fehrmann sechzehn Stimmen, auf Findeisen ebenfalls sechzehn Stimmen. Da bei Stimmengleichheit der Präsident des Kirchenraths den Ausschlag gab, so lag nunmehr die Entscheidung in der Hand des Präsidenten, Herrn von Lerche. Er gab sie zu Gunsten Pastor Fehrmanns. Aber damit war die Frage für Findeisen, ob Petersburg oder nicht Petersburg, noch nicht entschieden. Im Laufe des Sommers 1865 war der Consisto-

rialrath Pastor Reinhold Taubenheim gestorben und somit eine neue Vacanz eingetreten. Findeisen wurde davon in Kenntniss gesetzt. Die Mitbewerber waren: der Generalsuperintendent Richter, ein schon ältlicher Mann, und ein junger Pastor Marpurg, Adjunkt an der St. Petersburger Katharinengemeinde. Nach den Vorschriften des Statuts der St. Petrikirche mussten die Pfarramtsbewerber jeder eine Probepredigt halten. Findeisen hatte schon zweimal in Petersburg gepredigt: das erste Mal als Gast im Jahre 1862, das zweite Mal als Kandidat auf den Posten Frommanns. Da er nun auch bei der neuen Vacanz als Kandidat aufgestellt war, wurde an ihn die Aufforderung gerichtet: er sollte wieder eine Probepredigt halten. Das ward Findeisen schon zu viel. Er schrieb dem Kirchenrathe, er überlasse es ihm seine erste Probepredigt gelten zu lassen oder nicht. Ein zweites Mal wolle er einer Probepredigt willen nicht den weiten Weg von Paris nach Petersburg machen. Der Kirchenrath gab sich mit der ersten Probepredigt zufrieden. Es wurde zur Wahl geschritten: Findeisen erhielt siebzehn Stimmen, Richter neun, Marpurg fünf. So war denn Findeisen gewählt. Die Entscheidung war gefallen. Es hiess von Paris scheiden und nach Petersburg hinüberziehen. Für die junge Pastorin und ihre Familie war das ein schwerer Gedanke. Wenn noch jetzt die Ausländer über russische Lebensverhältnisse ganz abenteuerliche Gedanken und Begriffe haben, wie viel mehr in den sechziger Jahren! Da wurde die nordische Residenz allgemein im Auslande als eine Stadt geschildert, wo entweder die Bären und Wölfe in den Hauptstrassen tagtäglich ihre Spaziergänge machen, oder wo die Strassen, der übergrossen Kälte wegen, mit grossen Scheiterhaufen geheizt werden. Aus Petersburg, so hiess es, kann man unversehens nach Sibirien verbannt werden, ganz ohne Schuld. Diese abenteuerlichen Gerüchte beantwortete Findeisen natürlich mit seinem freundlich-

spöttischen Lächeln, das seine gewöhnliche Erwiderung auf allzugrosse Ängstlichkeit war. Aber so gar schnell kam der Überzug nach Petersburg nicht. Er glaubte es seiner bisherigen Gemeinde schuldig zu sein, sie nicht eher zu verlassen, als bis die Möglichkeit geboten wäre, ihn zu ersetzen, jedenfalls den Herbst 1865 noch im Amte zu bleiben. Erst am Sylvesterabend verabschiedete er sich von der Gemeinde. Er erzählt von seinem Abschied Folgendes:

„Ich wäre wohl gern in Mitten der lieben Leute, die mir ans Herz gewachsen waren, geblieben; bis zuletzt lebte dies Verlangen in mir. Die Frage, sollte ich gehen oder nach dem Wunsche der Gemeinde und namentlich auch nach dem Wunsche des Pastors Meyer bleiben, stellte ich wieder in die Entscheidung des Herrn. Und zwar in dieser Weise: Ich musste nach dem Wunsche des Kirchenrats oder des Consistoriums zu meiner Anstellung oder Bestätigung ein Entlassungszeugnis vom Pariser Consistorium haben; ich stellte darum die entsprechende Bitte an Pastor Meyer, den Consistorial-Präsidenten. Er bestellte mich zu einem bestimmten Tage zu sich, um es mir einzuhändigen. Als er es that, steckte ich das Zeugnis dankend in die Tasche und sagte: „Nun weiss ich gewiss, dass es Gottes Wille ist, dass ich nach Petersburg gehen soll. Hätten Sie mir das Entlassungszeugnis nicht gegeben, sondern verweigert, so hätte ich darin die Stimme Gottes gesehen, der mir sagt, ich soll bleiben. Da Sie es mir aber gegeben haben, so sehe ich darin die Weisung, zu gehen“. Er sagte mir: „Wie konnte ich das wissen; nun aber, wenn es so ist, so geben Sie es zurück und bleiben Sie“. Ich sagte: „Nein das kann und darf ich nicht mehr“. So sind wir in herzlichem Segenswunsch von einander geschieden“.

Im Februar 1866 traf der neue Pastor mit seiner Familie in der neuen Heimat ein, und da das Pastorat remontrirt wurde, so genossen die Ankömmlinge die herzliche Gastfreundschaft des Pastors und der Pastorin Dalton. Es war ein grosses Arbeitsfeld, welches Findeisen anvertraut war. Die Gesamtzahl der Petri-Gemeindemitglieder betrug schon damals ungefähr 16,000 Seelen, die von drei Pastoren seelsorgerisch bedient wurden. 16,000 Gemeindemitglieder (wovon auf jeden Pastor ca. 5—6000 entfielen) — eigentlich keine grosse Anzahl, wenn man an die Berliner Gemeinden mit ihren 80—90,000 Seelen, oder an die baltischen Landgemeinden mit 30—40,000 Seelen denkt. Aber die Petersburger Gemeinden sind keine Kirchspielsgemeinden, d. h. nicht territorial abgegrenzt und geschlossen. Nicht der Wohnort bestimmt die Zugehörigkeit zur Gemeinde, sondern der persönliche Wille des einzelnen Gemeindemitgliedes. Man kann in der grossen Stallhofstrasse wohnen und zur Catharinengemeinde gehören, oder im Kirch Hause von St. Annen sein Domicil haben, und doch Mitglied der St. Petrikirche sein. Dieses persönliche Band zwischen Gemeindemitglied und Pastor ist schön und segensreich, aber die gewaltigen Entfernungen der Grossstadt erschweren jedes öftere Zusammensein des Seelsorgers und der Pfarrkinder. Da Petersburg sich bis jetzt noch nicht zu den Communicationsmitteln aufgeschwungen hat, die andere Grossstädte schon in Hülle und Fülle besitzen, so muss für Amtsfahrten und Besuche entweder der langsam trotende Iswostschik benutzt werden (dieselben sind erst seit ungefähr zehn Jahren einigermaßen anständig geworden; das alte Petersburg der sechziger Jahre sah noch die ehemaligen Rumpelkasten der Gitarren, die von den uns Jüngeren noch erinnerlichen Hängedroschken abgelöst wurden) oder Miethswagen. Wer per Pferdebahn oder per pedes apostolorum seine Amtsbesuche machen wollte, der

müsste die Geduld eines Engels besitzen oder die Muskeln eines Dauerläufers.

Auch die Anforderungen, welche die Gemeinde an die Pastoren in Petersburg stellt, sind nicht gering, sondern im Gegenteil bedeutend grösser, als die Anforderungen in den ausländischen städtischen Gemeinden. Die Taufen finden bei den höheren Ständen immer im Hause statt, nicht selten giebt es auch häusliche Trauungen. Wenn ein Todesfall in der Familie vorliegt, so wünschen die Angehörigen, dass der Pastor womöglich bei der Einsargung zugegen sei, alsdann bei der Überführung der Leiche aus dem Trauerhause in die Kirche, endlich dass er nach der Beerdigungsfeier in der Kirche, den Trauerzug auf dem Kirchhof empfangen und die Funeralien am Grabe vollziehe. Auch der Confirmandenunterricht giebt viel Arbeit. Er dauert in Petersburg 4—5 Monate, da er Anfang November beginnt und je nach dem Zeitpunkt der Osterfeier im März oder Anfang April endigt. Die Zahl der Confirmanden beiderlei Geschlechts steigt bis auf 150, und der Pastor hat die schwere Aufgabe, seinen Unterricht so zu führen, dass er für die vorgeschritteneren Schüler (oft Zöglinge der obersten Classe des Gymnasiums) nicht zu elementar, und für die Söhne und Töchter aus einfachen Ständen nicht zu hoch sei. Der Confirmandenunterricht ist nicht die einzige pädagogische Thätigkeit, welche den Pastoren der grossen evangelischen Gemeinden obliegt. Die grösseren Gemeinden Petersburgs besitzen grosse Schulen oder vielmehr Schul-complexe, die sowohl Gymnasium, als Realschule, höhere Bürgerschule, Elementarschule und Töchterschule umfassen. Die Zahl der Zöglinge in der Petrischule beträgt über 1,500, und überstieg schon in den sechziger Jahren die Zahl 1000. Die Arbeit der Pastoren in diesen gewaltigen Erziehungsanstalten ist eine zweifache. Sie sind vor allem Religionslehrer in verschiedenen Abteilungen der Schule. So

unterrichtete Pastor Findeisen in den höheren Classen der Realabteilung und in einigen Classen der Töcherschule. Als Mitglieder des Lehrercollegiums nehmen die Pastoren an den Lehrerconferenzen teil. Zweitens sind die drei Pastoren der Petrikirche ex officio Mitglieder des Schulraths oder Schuldirectoriums, welches die wichtigsten Fragen des Schullebens (Ernennung des Inspectors, der Lehrer und Lehrerinnen, Pensionirung derselben etc.) zu entscheiden hat und bei Besetzung des Directorpostens eine wichtige Rolle spielt. In Zeiten friedlicher Entwicklung des Schullebens beansprucht diese letztere Arbeit nur Zeit, welche aber nutzbringend und oft erhebend für die Mitarbeiter ist, aber in einem so gewaltigen Schulorganismus giebt es auch kranke Zeiten, Vorfälle und Erlebnisse, die Geist und Herz in Spannung erhalten. Auch der Petri-Schule waren solche Zeiten nicht erspart. Die Mitarbeit in der schweren Zeit 1880—1899 brachte eine Fülle von Aufregung, und der Verstorbene pflegte zu sagen: manche Sitzungen des Schuldirectoriums in jenem Zeitraum gehörten zu den schwersten Erlebnissen seines langen Arbeitslebens. Oft ist es ihm gelungen Frieden zu stiften und Versöhnung zu bringen in den Streit der Gegensätze; sein friedliebender Sinn war ein wohlthätiger Factor im Kampfe mit der Herrschsucht und Eigenwilligkeit.

Jeder der Pastore der Petrikirche predigt alle drei Sonntage einmal. Ebenso liegt ihnen der Abendgottesdienst ob; in der letzten Zeit wurde auch der sonnabendliche Vespergottesdienst eingeführt. Ausserdem giebt es Missionsstunden zu halten, Bibelstunden, Passionsgottesdienste. Seit der Einführung der Sonntagskinderschulen nach dem Gruppensystem leitet jeder der Pastoren nach der Reihe einen Jahrgang. Aber damit ist die pastorale Arbeit von Kanzel und Altar aus noch nicht erschöpft. Ausser den grossen Kirchengemeinden giebt es noch kleinere geschlos-

sene Gemeindewesen, die zu jener oder dieser Gemeinde gravitiren oder ihre specielle Stiftung bilden. Die Zahl dieser Verästelungen des Gemeindebaumes ist besonders in den Jahrzehnten 1870—1900 bedeutend gewachsen.

So entstand die Mädchenabteilung des Alexanderstifts der Petrikirche, das von Pastor Fehrmann gegründete Immanuelstift, und andere Institute. Diese Anstalten hatten und haben nicht die Mittel einen eignen Seelsorger und Prediger zu halten. Die sonntäglichen Andachten werden von den Pastoren der Petrikirche gehalten, so dass kaum je ein Sonntag vorbeigeht, ohne dass jeder der drei Pastoren irgendwo in Petersburg oder seiner nächsten Umgegend die Kanzel zu besteigen hätte. Feiertage und Ruhetage haben die Petersburger Pastoren nur im Sommer, wenn sie abwechselnd jeder auf ein paar Wochen sich in die Sommerfrische begeben (alle drei Jahre hat einer der Petri-Pastoren den ganzen Sommer frei). Wenn sie in den Mauern Petersburgs sind, so ist jeder Tag ein saurer Arbeitstag. Wohl steht auf der Thür des Pastors die Empfangszeit angegeben, aber diese Zeitangaben haben nur ornamentale Bedeutung. Die Hausglocke ertönt zu jeder Zeit, und wenn der Prediger noch so müde ist, er muss doch empfangen, freundlich, teilnehmend empfangen, anhören, sprechen. Frommel, Dalton, Funcke haben solche pastorale Arbeitstage humorvoll und packend geschildert und in lebhaften Farben dargestellt, in welcher Reihenfolge die verschiedensten Ansuchen, Bitten um Rath, Hülfe, ja oft komische Anfragen an den Pastor herantreten und wie Herz und Verstand des Predigers gewaltsame Sprünge machen müssen um aus dem Gebiet des thränenvoll Traurigen, des schmerzvollen seelischen und körperlichen Leidens in das Gebiet der naiven Komik und des unfreiwilligen Humors zu gelangen. Dazu kommen noch die Visiten, d. h. Besuche, die mit Seelsorge nichts zu thun haben, die nur dazu da

sind, die nützliche Zeit so oft in allzu inhaltsleerem Gespräch todtzuschlagen. Diese Visiten, die oft rücksichtslos lang ausgedehnt werden, gehören zu den Kennzeichen des grossstädtischen, gesellschaftlichen Lebens und werden von den Pastoren auch mit beneidenswerther Geduld ertragen.

Findeisen fand an der St. Petrikirche zwei Amtsgenossen vor: den im Jahre 1859 berufenen Pastor Dr. theol. Adolf Stieren, einen seinerzeit bedeutenden Redner, gediegenen Gelehrten, geistreichen Lehrer und freundlichen, warmherzigen Mann, und den eben installirten Pastor Fehrmann, der seine Wohnung neben der Findeisenschen erhalten. Oft haben wir Findeisen das Glück preisen hören, welches er genoss in jahrzehntelanger, gemeinsamer Arbeit mit diesen Amtsbrüdern. Es hat wohl kaum je ernste Differenzen zwischen ihnen gegeben.

In ihrer Charaktereigenthümlichkeit, in ihrem Sein und Wesen, in ihrer Predigtweise ergänzten sie sich gegenseitig und wirkten in fröhlicher Einmüthigkeit.

Der Petersburger Pastorenkreis, in welchen Findeisen trat, war nicht so zahlreich wie der jetzige. An der St. Annengemeinde wirkten 2 Pastoren (Seeberg und Nölting), an der St. Catharinenkirche — 1 (Pastor Bäckmann), an der St. Michaelisgemeinde Pastor Masing, an der Jesuskirche — Generalsuperintendent Richter, an den reformirten Kirchen Pastor Crottet und Pastor H. Dalton, an der Kirche der Brüdergemeinde Pastor Nielsen. Ausserdem gab es und giebt es die kleineren deutschen Gemeinden (die Georgenkirche im II. Cadettencorps, die Gemeinde in Smolna, damals mit den Pastoren Richter und Nielsen). Die Mariengemeinde auf der Petersburger Seite existirte damals noch nicht. Dazu kommen noch die Prediger der nichtdeutschen evangelischen Gemeinden (der schwedischen, finnischen, esthnischen, lettischen). Auch damals wie jetzt hatten die Pastoren periodisch wiederkehrende Vereinigungen, die sie immer

von Neuem zu einmüthigen, tiefergehenden und weiter umfassenden Arbeiten belebten und anregten: die wöchentlichen Pastoralabende, zu denen nach der Reihe jeder Pastor sein Haus hergab und die jährlichen Synoden. Wenn auch die gastlichen Zurichtungen zu diesen Zusammenkünften sich, wie auch jetzt, principiell in dem Rahmen der Bescheidenheit hielten, so gab doch solch ein Pastoralabend dem betreffenden Pastorate nicht wenig Arbeit. Und wenn die Synode herannahte, wenn noch die landschen Pastoren in nicht geringer Anzahl in die Residenz strömten und an die Gastfreundschaft der Petersburger appellirten, so gab es da Hände voll zu thun. In damaliger Zeit waren es hauptsächlich die Petri-Pastoren, welche die Synodal-Gäste zum Frühstück aufnahmen und weiteste Gastfreiheit gehörte und gehört nicht nur zum guten Ton, sondern zu einem der Hauptprincipien der Petersburger Pastoren-Häuser. Auch das Findeisensche Haus trat voll und ganz in dieses Leben ein. Der Verstorbene sah es für eine Pflicht an und setzte eine Ehre darin, dass die Thüren seines Pastorats für Jeden, man kann sagen, zu jeder Zeit geöffnet waren, und Jeden der zu ihm kam, sei es, dass man sich an ihn wandte als Träger des geistlichen Amtes, sei es einfach als an den Hausherrn, Freund, guten Bekannten, empfing er mit immer gleichbleibender Freundlichkeit. Wohl gehörte Findeisen nicht zu den Naturen, die ihre Gefühle stets auf der Zunge tragen, sofort vertraulich werden, und die den Eindruck hervorrufen: bei dem braucht man sich nicht zu genieren. Der erste Eindruck, den er machte, besonders in reiferen Jahren, war der eines gemessenen, würdevollen Mannes. Etwas Hochheitsvolles lag in der prächtigen, starken Gestalt mit dem reichen, sehr bald silberweissen Haupthaar, der gewölbten Stirn mit den scharfblickenden, tief eindringenden blauen Augen, der schönen etwas gebogenen Nase und den fein geschwungenen Lippen. Als sein langjähriges

Knieleiden noch nicht die Elasticität der Glieder geschwächt, hielt er sich stets stramm aufgerichtet, etwas zurückgebeugt, besonders wenn er stehend im Gespräch war. In seinen gesunden Jahren hatte er einen schnellen Gang, das Spiel seiner Hände war lebhaft, sowohl im häuslichen Gespräch, als besonders auf der Kanzel. Und dazu kam ein selten wohlklingendes, rollendes Organ, eine Stimme, welcher gewaltige Register zur Verfügung standen. Den Sachsen merkte man ihm immer weniger an. Hie und da klang ein Wort etwas weicher, als wir Petersburger es gewöhnt sind. Vor dieser Predigergestalt empfand man eine instinctive Ehrfurcht. Wer aber von der würdevollen Gemessenheit seines Auftretens etwa auf ein stolzes, von priesterlichem Hochmuth geschwelltes Gemüth zu schliessen geneigt war, der war bald des Irrthums gewahr, wenn er sich nicht durch scheuen Respect zurückschrecken liess, sondern in herzlicher Vertraulichkeit unbefangen näher herantrat. Dann lernte er einen Mann kennen, der ein liebebedürftiges und liebespendendes Herz hatte, der so warm wurde, so ernstfreundlich und doch so aufrichtend, tröstend und beruhigend zu sprechen verstand, dass man das Gefühl hatte, dem kannst du Alles sagen, vor dem brauchst du keine Scheu zu haben, das ist kein richtender und verurteilender Inquisitor, sondern ein Mensch, der sich seiner eigenen Sündhaftigkeit und Schwäche voll bewusst ist und nie einen Mitmenschen scharf beurteilen, geschweige denn verurteilen wird. Und wenn das Gespräch von der Höhe des religiösen Ernstes auf das einfache Flachland menschlichen alltäglichen Lebens und Treibens kam, mit all seinen kleinen Erlebnissen, mit Scherz und Ernst gemischt, dann konnte aus dem hellen Auge der Humor hervorblitzen, die Lust an Heiterkeit und Witz, so weit sie nicht in das Gebiet der Unsittlichkeit schweiften. Der ernste Pastor konnte lachen so hell und laut wie ein Kind, das die Thränen ihm aus den Augen

liefen, und wenn er im Familienkreise sass, oder im engen Bekanntenkreise, besonders dort, wo es nicht zu üppig herging, sondern einfach behaglich, dann gab es Scherz und Spass die Fülle.

Das Leben eines jeden Menschen ist auf einen besonderen Grundton gestimmt. Der Grundton des Lebens des Verstorbenen war die Freude am Leben, welches er verklärt sah durch seinen unumstösslichen Glauben an die von ihm erkannte und gepredigte Wahrheit. Er hielt für gut, was ihm das Leben brachte und freute sich dessen. Das Murren über Schwierigkeit und Sorge konnte er nicht verstehen! „Warum soll es denn immer gut gehen“, meinte er gelassen, wenn Schmerzen und Sorgen herantraten. Gar widerlich war ihm das fade Schelten über Unbequemlichkeiten in den Kleinigkeiten des Lebens. Wenn er auf seine Sommerfrische kam und ihn anstatt Himmelsbläue und Sonnenschein, — Sturm und Regen begrüßten, dann konnte er das unzufriedene Brummen seiner Angehörigen nicht begreifen. „Das ist ja sehr schön“, meinte er auf den Balkon hinaustretend und in den langsam herunterrieselnden Regen hineinschauend. Das Grosse, Gewaltige, Glänzende verstand er zu würdigen, aber lieber war ihm die stille verborgene Schönheit, die man suchen muss, um sie zu schätzen. Wenn er die Pracht der Rosen bewunderte in den Gärten der Reichen, so war ihm lieber doch die reizende, wenig geschätzte Schönheit der Feldblumen, aus denen er die malerischsten Sträuße zu binden verstand. Auf seinem langjährigen Landaufenthalt Pikkirukki bei Wiborg hatte er auf der Veranda einen kleinen Standkorb mit einigen Gartenblumen; er nannte ihn „seinen Garten“. Den konnte er auf das Behutsamste pflegen, immer wieder die welken Blätter abschneidend und die gefallenen Blumenblätter heraussuchend. Wenn er aber durch die Felder und Wälder streifte, so entzückte er sich an den würzigen

Reizen der *Linna borealis*, an dem blauen Haidekraut, und unvergesslich ist es dem Schreiber dieser Zeilen, wie er ihm an einer Distel die Herrlichkeit der göttlichen Schöpfung erklärte. Das Verhältniss des Menschen zur Natur ist oft ein Bild seines Verhaltens zu den Menschen. Wer nur Sinn hat für das Grosse, Imposante, der wird sich auch erst recht glücklich fühlen in den Kreisen, wo die Reichen, Mächtigen, Hochgestellten leben. Wer unter der Hülle des Unscheinbaren in Wald und Flur die Schönheit zu entdecken und zu geniessen versteht, der wird auch den engen Verhältnissen des einfachen, ja oft ärmlichen Lebens sich verständnissvoll nähern und den oft überraschenden Reichthum seelischen Lebens in dem Kreise derer zu schätzen verstehen, die nicht nach hohen Dingen trachten. Wenn der Pastor Findeisen in dem Verkehr mit reichen, hochgestellten Leuten leicht etwas Steifes an sich hatte, so verschwand diese äusserliche, ihm innerlich fremde Steifigkeit und Zurückhaltung gänzlich, wenn ihn Amtshandlungen, Taufen, Beerdigungen, Trauungen, Krankenbesuche in die Häuser einfacher Menschen oder gar Armer riefen. Er verstand die Sprache der einfachen Leute, er fühlte aus der so oft ungelenen Redeweise den Gedanken heraus, den sie nicht in Worte zu kleiden verstanden und konnte sich hereinversetzen in das alltägliche Getriebe der bescheidenen Existenzen mit ihren Sorgen, Kümernissen, Freuden, Hoffnungen, die denen oft kleinlich erscheinen, welche auf der Höhe des gesellschaftlichen Lebens wandeln. Der Begriff „höhere“ und „niedere“ Stände war ihm innerlich fremd. Er kannte nur den Unterschied: gute Menschen und weniger gute Menschen, denn Jemand „schlecht“ nennen, davor scheute er zurück. Auch in dem alltäglichen Leben, wo wir Alle uns so gern gehen lassen, hat ihn wohl Niemand je ein Scheltwort brauchen gehört; er kritisirte ungerne, und wenn Jemand im Eifer der Kritik scharfe Worte brauchte,

dann lächelte er nur und mit seiner gemüthlichen Handbewegung sagte er: Ah! Ba! es ist wohl nicht so schlimm. Eines mochte er sehr: Wohlthun und Mittheilen. Seine meist verborgene Wohlthätigkeit war gross. In seinen Sprech- und Empfangstunden von 12—2 Uhr Nachmittags drängten sich oft die Armen der Gemeinde, ihm ihre Noth zu klagen, um Rath und Hilfe zu bitten, um Unterstützung entgegen zu nehmen. Nicht wenig Verdruss brachte diese Arbeit; nur zu oft wurde er gröblich getäuscht von Leuten, denen er vertraut hatte. Aber immer wieder liess er sich erweichen und machte von dem Vorrecht des edlen Menschen Gebrauch: besser zu denken von seinen Mitmenschen, als sie sind. Er gab den Armen reichlich. In dieser Beziehung hatte er sich das Wort zum Wahlspruch gemacht: „Almosengeben armt nicht“. Sein Grundsatz war 10⁰/₀ von seinem Einkommen für Arme und andere wohlthätige Zwecke abzulegen. Daher hatte er auch immer die Möglichkeit zu helfen. Ein Grundsatz, den jeder Christ sich zum seinigen machen sollte.

So ein Pastorat hat ausser dem grossen Kreis der fluctuirenden, kommenden und verschwindenden Armen einen beständigen Kern Unterstützungsbedürftiger, so zu sagen: die persönliche Suite des Pastors und der Pastoren, die nachgerade sich für zum Hause gehörig hält, wo helfende That und guter Rath ein langdauerndes Band innigster Anhänglichkeit schmieden. Eine Suite welche manchmal die Geduld der Helfenden auf eine nicht kleine Probe stellt. Es giebt oft sonderbare, originelle Gestalten, männlichen und weiblichen Geschlechts, die zu dieser Suite gehören. Mit dem Ernst der Noth und des Leidens ist oft die drollige Komik alten Weiberwesens und schnurriger Käuze verbunden, wo Thränen und Lachen unauflöslich mit einander verflochten sind. Solche Originale traf man oft an des Pastors Tisch bei Familienfestlichkeiten, manch-

mal auch nützlich mitarbeitend, manchmal auch störend. Aber man durfte diesen Schwachen im Geiste nicht zu nahe treten. Sie waren Schutzbefohlene des Pastorats. Die guten Leutchen lieben und leben auf ihre Weise. Einer von ihnen meinte es einmal gut zu machen und wollte einem der Schwiegersöhne des Pastors was Angenehmes über den Pastor sagen und sprach: „Ihren Stiefvater“ (anstatt Schwiegervater) „ich sehr liebe zu hören, er predigt so kräftig mit Ironie“. — Was er damit sagen wollte, ist unverstanden geblieben. — Es strömte ein und aus in dem Pastorat, Tag für Tag. Auch die Abende waren besetzt; bald gab es Sitzungen ausser dem Hause, bald im Hause, Missionsabende, Pastoralabende, hie und da auch gesellige Vereinigungen guter Freunde zu einem anspruchslosen Mittagmahl, oder zum Thee mit häuslichem Gebäck und Butterbröten, die die Töchter des Hauses bereiteten. Wenn aber der Sonnabend kam, dann musste es still sein im Hause, weil der Pastor sich zur Predigt rüstete.

Der Verstorbene hat über 40 Jahre lang die Kanzel bestiegen und trotzdem ging er immer wieder mit grossem Zagen an die Predigt. Er arbeitete seine Predigten immer aufs Genaueste aus, hielt sie aber selten so, wie er sie aufgesetzt. Sein feuriges Temperament übersprang nur zu oft die selbstgesetzten Schranken. Er war ein bedeutender Kanzelredner; eine Zeit lang der beliebteste in Petersburg. Die schöne Erscheinung war verbunden mit einem klangvollen Organ. Er konnte laut und gewaltig reden, und dann wieder verstand er seine Stimme so zu mässigen, dass sie sanft an das Ohr der Zuhörer herantrat. Dazu kam der tiefe Eindruck, dass der Mann stets aus der Tiefe des Herzens sprach, dass seine ganze Seele sich ergoss in Worten des Trostes und erschütternder Mahnung. Seine Predigtweise war nicht leicht: während des Sprechens kamen immer neue Gedanken und er versuchte sie herein-

zuflechten in das Gefüge der Predigt. Daher jene oft den Bau der Rede erschwerenden Zwischensätze, die von ihm so beliebten Participialformen. Er rang manchmal geradezu mit diesen spontan eindringenden Zwischengedanken. Oft klagte er selbst, wenn er die Kanzel verlassen hatte. „Ich habe heute wohl über die Schnur gehauen, bin zu lebendig gewesen!“ Aber nicht in der Festrede vor gefüllter Kirche lag seine Stärke. Meister war er in den Beicht- und Confirmationsreden vom Altar aus. Hier trat die ganze Tiefe seines Gemüths, der Reichthum seines Glaubenslebens zum Vorschein. Wenn er meist mit vor Erregung zitternder Stimme die Confirmanden anredete, mit tiefster Innigkeit um Treue und Glauben bittend, wenn er an die Beichtgenossen sich wandte mit den ergreifendsten Mahnworten, dann war es, als wenn er selbst die inneren Seelenkämpfe seiner Jugend wieder von Neuem durchlebte und mit seiner eignen sündenbewussten und nach Sündenvergebung drängenden Seele ein lautes Zwiegespräch hielt. Der allerreichste Segen ging von seinen Confirmandenstunden aus. Mit Begeisterung kann man heute noch ergraute Männer und Frauen von dem schönen Unterricht reden hören. Um seinen Confirmanden das Nachschreiben zu ersparen und den Confirmirten ein Andenken zu lassen, hatte er einen kurzen Auszug seines Unterrichtes in der „Christenlehre“ drucken lassen. Weil er immer in jeder Rede, in jeder Unterrichtsstunde sich auslebte, so waren für ihn besonders die Passionswochen, vor Allem die stille Woche, Zeiten verzehrendster Arbeit. Und doch freute er sich immer auf diese Zeit. Er pflegte oft zu sagen, dass das Durchleben des Kirchenjahres ihn immer mit neuem Genusse erfülle. Erst, meinte er, durchlebe er mit immer steigender Freude die Festzeit, besonders von Weihnachten bis Ostern, und alsdann später die stille Ruhe der festlosen Zeit. Das Kirchenjahr, sagte er einmal, wäre eine

wunderschöne Symphonie. Wenn ihm das Predigen als ein kostbares, aber verantwortungsreiches Recht galt, so war der Gesang in der Liturgie und im Chor der Gemeinde für ihn ein Genuss. Er war ein begeisterter Verehrer des protestantischen Kirchenliedes. Er studirte es immer von Neuem in seiner Melodie, in seiner Geschichte, in seiner practischen Anwendbarkeit. Nicht Alle theilten seinen Geschmack bei der Auswahl und der Beurtheilung der Lieder. Manchmal sprach er begeistert von einem uralten Liede, spielte auf dem Harmonium, sang die Melodie, und wunderte sich, wenn die Zuhörer sein Entzücken nicht theilten und den Kopf schüttelnd sagten: das wäre ja historisch sehr interessant, aber nicht gerade genussreich. Er verteidigte wohl eifrig und enthusiastisch seine lieben alten Gesänge, aber nahm es nicht weiter übel, wenn die Amtsbrüder und guten Freunde scherzend meinten: Die schwersten Lieder sind Findeisen die liebsten. Auch litterarisch arbeitete er im Interesse der Hymnologie. In den Jahren 1888—1889 gab er zwei kleine Schriften heraus: „Einige unserer Lieder“ und „Zum häuslichen Choralgesang“. Ein gründlicher Kenner und Forscher spricht aus diesen Büchern. Als das neue Petersburger Gesangbuch herausgegeben wurde, da hat er mit Eifer und Genuss mitgearbeitet.

Die Musik war für ihn die schönste der Künste, Kirchenmusik das Schönste in dieser Kunst. Wenn die Gesangvereine Petersburgs oder sonst ein Künstlerkreis Oratorien, oder andere Werke der grossen Meister der Kirchenmusik aufführten, da fehlte er wohl selten. In seinem Hause wurde viel Musik geübt. Alle Künstler, welche Mitglieder seiner Gemeinde waren, gaben dem Pastor zu Liebe gern ihr Bestes her, wenn sie seine Gäste waren. Seine Kinder konnten ihm eine grosse Freude bereiten, wenn sie ihm in seinen Erholungsstunden seine

Lieblingslieder vorsangen. Als ihn im Jahre 1884 eine schwere Krankheit monatelang arbeitsunfähig machte, als Sorge um die Zukunft auf ihm lastete und Kummer um die, wie er meinte, verloren gegangene Arbeitskraft, da bat er immer wieder, dass die Töchter ihm vorsingen möchten. Dann sass er still in einer Ecke, die Hände gefaltet und strahlenden Auges, besonders wenn die Reihe an eines seiner Lieblingslieder kam, wie z. B. das Händelsche: „Sei stille dem Herrn“ oder das Mendelsohn'sche: „Der Herr vergisst die Seinen nicht“. Noch den letzten Abend, den er im Kreise der Kinder verbrachte, bat er um Gesang. Musik war der letzte Genuss, den ihm das Leben geboten. Am letzten Weihnachtsfest hatte er sich zum dritten Weihnachtsfeiertag seine Kinder und Grosskinder eingeladen. Nach einer bescheidenen Bescherung, bei der jeder eine Kleinigkeit erhielt, wurde ein Weihnachtslied nach dem andern angestimmt. Er freute sich aus der Teilnahme und Freudigkeit, mit der seine vielen Grosskinder um ihn herumstehend die Weihnachtslieder sangen, auf die Freude schliessen zu dürfen, die auch die Kleinen an den lieben Weihnachtsliedern haben. Den Teilnehmern wird das Bild unvergesslich bleiben: der mit freudiger Begeisterung singende schneeweisse Greis, umgeben von allen den vielen Grosskindern, von denen jedes dem lieben Grossvater am nächsten stehen wollte.

Zu der Arbeit in Predigt, Seelsorge und casuellen Amtshandlungen und in jenen obenerwähnten officiellen Stellungen als Mitglied des Kirchen- und Schulrathes und des Lehrercollegiums, kamen im Laufe der Zeit neue Mühen hinzu, zum Theil in Folge des Eintretens Findeisens in die Zahl der Mitarbeiter der schon bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten und Hilfsinstitute der protestantischen Kirche Russlands, theils dank den von ihm selbst ins Leben gerufenen Unternehmungen, werthätiger Liebe. Findeisen hat als

Mitglied des Centralcomités der Unterstützungscasse mitgearbeitet an einem Werke, dessen Bedeutung und tiefe Einwirkung der Residenzler weniger zu schätzen versteht, als der Provinciale, der die Schwierigkeiten des Werdens, Entwickelns und Erhaltens einer kleinen und ärmeren Gemeinde in dem weiten Russland mitangesehen und zum Teil mitleidend erlebt hat. Als die Stadtmission auf Pastor H. Dalton's Anregung im Jahre 1876 gegründet wurde, da trat auch Findeisen in das leitende Comité ein, er kannte das Arbeitsfeld der inneren Mission schon von seiner Jugend her, als er noch im Pariser Arbeiterbezirk St. Antoine gewirkt hatte. Ebenso eifrig arbeitete er, so weit es die Verhältnisse in Russland zulassen, auch an der Unterstützung der äusseren Mission, für die er schon in Altenburg, Berlin und Leipzig das lebhafteste Interesse empfunden, ein Interesse, welches bis zur Begeisterung stieg. Er hatte ja selbst einst Missionar werden wollen. Nicht nur, dass er mit grosser Freude die Missionsstunden hielt, Missionsberichte verfasste,—alljährlich veranstaltete er mit einer Gruppe von Damen, die sich vor Allem aus ehemaligen Confirmandinnen recrutirte, eine bescheidene Lotterie, deren Ertrag der Leipziger Mission zugesandt wurde. — Noch auf der letzten Synode im Februar 1903 hatte er mit so grosser Begeisterung den Bericht über die Tätigkeit der „Leipziger Mission“ erstattet und zur glaubensfreudigen Mitarbeit aufgerufen. Das letzte Mal, dass er in seiner Petrikirche amtierte hatte, war gleichfalls in den Synodaltagen dieses Jahres, da er mit ganz ungebrochener Stimme und grosser Freudigkeit im Missionsgottesdienst das Gebet hielt.

Die Zahl evangelischer Wohlthätigkeitsanstalten in Petersburg ist in den 3 Jahrzehnten 1870—1900 wohl um das Doppelte gewachsen (wie wir schon oben bemerkt haben). Man könnte sagen: fast jeder Pastor hat seinen

Namen mit einer solchen Anstalt verknüpft. Es sind wenige, die sich passiv verhalten haben. Birgt dieser fröhliche, hoffnungsfreudige und glaubensmutige Schaffenstrieb auch einiges Risiko in sich, — die meisten Anstalten leiden gewöhnlich, um ein Wort Professor Alexanders von Öttingen anzuwenden: an einem fröhlichen Deficit, — so gereicht er doch der Tatkraft der Gründer und der Opferwilligkeit ihrer Freunde zur Ehre. Die beiden Petripastoren: Fehrmann und Findeisen fügten zu dem 1848 gegründeten Alexanderstift für Knaben, 1871 eine Abteilung für Mädchen hinzu, in welchem eine stattliche Reihe von Mädchen aus den ärmeren Kreisen der Petri-Gemeinde erzogen und welches wackere Bonnen, Dienstmädchen etc. in den Dienst der Menschheit gestellt hat.

Im Jahre 1867 gründete Findeisen den St. Petersburger evangelischen Jünglingsverein. Diesen Verein hatte er oft sein Lieblingskind genannt. Ihm hat er seine wenige freie Zeit gewidmet. Oft ging er noch spät Abends in den Verein; ja sogar nach einem arbeitsreichen Sonntag in seiner grossen Gemeinde, wo so viele weit auseinanderliegende Amtshandlungen ihn in Anspruch nahmen, sich nicht die Zeit nehmend seinen Amtsrock daheim abzulegen. Manchmal geschah es um nur 2—3 Mitgliedern eine Bibelstunde oder einen Vortrag zu halten. Seine Begeisterungsfähigkeit, seine Milde, seine Leutseligkeit, seine Menschenkenntniss, seine Liebe zur Jugend und sein Verständniss für Frohsinn und Freude, sein stets junges Herz machten ihn besonders geeignet für diese Arbeit an der Jugend. Unvergesslich sind heute noch den früheren Mitgliedern die Sylvester-Abende, die der Verein stets in der Wohnung des verehrten Präses, am brennenden Weihnachtsbaum, bei frohen und ernsten Liedern verbrachte, um in Gebet ins neue Jahr hinüberzugehen. Als die ehemaligen Mitglieder, nun Ehemänner und Familienväter geworden, den Heimgegan-

nen baten, auch ihnen und ihren Frauen eine Bibelstunde zu gewähren, da schlug er diese Bitte, trotz ernster Warnung des Arztes, nicht ab, sondern opferte seinen letzten freien Abend in der Woche. Dieses grosse Opfer trug dann auch zum Zusammenbruch seiner Kräfte bei. Fast bis zur letzten Stunde seines Lebens war das Blühen und Gedeihen dieses einst so zarten Schösslings eine seiner grössten Freuden. Wenn er als greiser Ehrenpräsident in der Mitte der Vereinsgenossen erschien, dann schien es, als wenn das Alter seine Macht verlöre. So frisch und freudig blitzte es aus den Augen, und die Jüngsten hatten das Gefühl, der alte Mann sei einer der Ihrigen nicht nur in der Gemeinschaft der Ziele, sondern auch in der Stärke der Gefühle. Als er zum letzten Mal am Weihnachtsfest 1902 im Petri-Schulsaal unter seinen Jünglingen weilte, da trug die Abendandacht, die er zum Schluss der schönen Feier hielt, den Character eines letzten Vermächtnisses und klang wie ein Abschiedswort. Der Schluss derselben verräth eine Ahnung des nahen Endes. Unter anderem sagte er da wörtlich Folgendes: „Der Mensch geht von Jahr zu Jahr seinem Ende immer näher. Doch immer klingt dem Christ das Wort seines Heilands durch die Seele: „Fürchte dich nicht!“ Und wenn das Leben endet und der irdische Leib zusammenbricht, so weiss uns der Heiland des Trostes gewiss zu machen, dass bei Ihm eine ewige Hütte ist und erfüllt uns mit solcher Freude, dass das Herz die unmittelbare Gegenwart seines Heilands spürt, der einen an fester Hand hält und nicht wieder loslässt“. — — — —

Fast zwanzig Jahre, 1866—1884, ging es immer aufwärts in Arbeitsmuth und Arbeitskraft. Die Spannung schien nicht nachzulassen, die Energie nicht schwächer werden zu können. Da am 21. September 1884, kurz nach

dem Findeisen in gewohnter Lebendigkeit an der livländischen Jubelsynode in Dorpat Theil genommen und den Tag vorher zur Jahresfeier des Evangel. Hospitals über Lukas 10, 38—42 die Festpredigt gehalten hatte, traf ihn ein Schlaganfall. Die Besinnung blieb vollkommen klar, aber das Sprechvermögen war fast ganz gelähmt. Nicht verzweifelt, ergeben, aber traurig und fragend blickten die sonst so lebens- und arbeitsfreudigen Augen auf Frau und Kinder. Er selbst erwartete sein Ende. Einem in seinem Nachlass gefundenen Schriftstück, welches er am Tage nach dem Schlaganfall geschrieben, entnehmen wir folgende Sätze:

Es beginnt mit den Worten: „Auf meinem Sarg soll stehen: „Aus Gnaden“ Ephes. 2, 8. Die Leichenrede sei über Römer 3, 23—24. Das Ganze still, feierlich und ohne Gepränge“. — Darauf folgen Bestimmungen über Gelder, die ihm zur Aufbewahrung von Privatpersonen übergeben waren, Hinweise auf die Missions- und Armenkasse. — Eignes Vermögen hatte er damals gar keins, da er kurz vorher alle seine Ersparnisse weggeben hatte, um eine ihm nahestehende Familie vor dem geschäftlichen Untergang zu retten. Dieser Wunsch war vergebens; es ging alles verloren. — Zum Schluss heisst es in jener kurzen aphoristisch aufgesetzten letzten Willensäusserung:

„Sehr lieb wäre es mir, wenn meine Söhne Pastoren würden und meine Töchter Diakonissen. Der Herr mache sie dazu geschickt und willig.“ (Alle 9 Kinder waren damals noch unversorgt; sein ältestes war 23 Jahre alt und das jüngste 4 Monate). „Für alles sorgt der Herr! Wenn meine Frau nicht in Petersburg bleiben will und wird, so sollte sie etwa einen Ort der Brüdergemeinde wählen, wo die Kinder gut erzogen werden, Kornthal oder Tübingen. Nur christlicher Einfluss ist nöthig. — Der Herr, der Gnädige, segne meiner geliebten

Frau, mit der ich im Herrn eins war, den Wittwenstand. Nicht zu traurig! Der Herr lebt und wir leben mit Ihm! Mit christlichem Glaubensmuth und christlicher Entschiedenheit! — Alle, Frau und Kinder, Freunde und Gemeinde empfehle ich der Liebe Jesu! Amen!“

In dieser Zeit der Prüfung kam die Saat der Liebe, die er gesäet, zur dankbarsten Ernte. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Gemeinde: „Pastor Findeisen ist schwer erkrankt“. In nicht endenwollendem Zuge strömten die Gemeindeglieder ins Pastorat. Jeder wollte rathen, helfen. Viele Ärzte seiner Gemeinde versammelten sich ungerufen am Krankenbette. Und der Pflege und Behandlung zweier engbefreundeter Ärzte, des langjährigen und hochgeschätzten Hausarztes Dr. K. von Wistinghausen und seines Schwagers, des Geheimrathes Dr. K. von Lingen, gelang es den ermatteten Arbeiter wieder aufzurichten zu neuer Thätigkeit. Sein treuer Amtsbruder Fehrmann übernahm seine ganze Arbeit und trug sie fast ein ganzes Jahr, eine Last, die noch schwerer wurde, als der älteste der Petri-Pastoren, Pastor Stieren, im December 1884 durch einen plötzlichen Tod abgerufen wurde. Langsam kehrten die Kräfte wieder. Zum Schluss des Jahres konnte Find-eisen die Trauung seiner zweiten Tochter vollziehen. Die Petrikirche war brechend voll, denn Alle wollten den geliebten Pastor wieder amtiren sehen. Aber das Maas der Prüfung war nicht zu Ende. Im Februar 1885 warf ihn ein Typhus zum zweiten Mal nieder. Es schien, als wenn es zu Ende ging. Aber das Wunderbare geschah: er genas. Der Kirchenrath der Gemeinde beurlaubte ihn ins Ausland, versah ihn mit Reisegeld und in den Thälern des Engadin, am Gestade des Bodensees, auf den walddreichen Höhen des Schwarzwaldes sammelte der Genesende neue Kräfte. Besonders gut hatte ihm der Aufenthalt in St. Moritz gethan, wo er 4 Wochen weilte. Der Umgang mit gläubigen

deutschen Amtsbrüdern, die Morgen- und Abendandachten, die von den Predigern abwechselnd gehalten wurden, waren ihm Trost und Erquickung. Zwar konnte er sich mit diesen anregenden Männern nicht unterhalten, da er das Sprechvermögen noch nicht völlig wiedererlangt hatte, aber gern hörte er ihren Reden zu. In der letzten Woche waren die Prediger alle fortgefahren. Es war niemand da, der die Andacht halten konnte. Da überredete der Pensionsbesitzer den Pastor Findeisen, die Andacht zu halten. „Fangen Sie nur an“, sagte der fromme Mann, „der Herr wird Ihnen schon helfen“. Und er fing an und es ging. Ein Wort nach dem andren. Das Herz war so voll, da gingen die Worte über und ergossen sich in ein Loben und Preisen. Seither hielt er täglich die Andacht. Nun konnte er aber auch wieder an die Heimreise denken. In der Kirche seines Vaters und Bruders, an seinem Geburtsort Göllnitz in Sachsen, hielt er wieder seine erste Predigt zur Zufriedenheit seiner Umgebung. Im October 1885 (an seinem Geburtstage) betrat er wieder die Kanzel der Petrikirche. Er meinte: Noch fünf Jahre würde es schon gehen. Über das Evangelium des 21. Sonntags nach Trinitatis, Johannes 4, 47—54 predigte er vor überfüllter Kirche mit alter, lauter Stimme, mit kaum verhaltener innerer Erregung. Noch 15 Jahre Arbeitsthätigkeit waren ihm vergönnt. Aber er musste das Maas seiner Arbeit verringern. Die Thätigkeit als Religionslehrer gab er auf, sowohl im Nikolaiinstitut, als in der Petrischule. Öfter als früher gönnte er sich einen freien Abend. Unverkürzt führte er nur seine Arbeit als Prediger und Seelsorger. Die Krankheit hatte kaum sichtbare Spuren hinterlassen. In diesen 15 Jahren wurde ihm mancher Freudentag bescheert, aber auch Kummer zog in sein Haus. Als Kranker hatte er (im Januar 1885) sein 25-jähriges Jubiläum als ordinirter Prediger gefeiert. Seine Amtsbrüder brachten ihm ein herr-

liches Album dar, in dem sonnige Erinnerungen an Knaben- und Jugendzeit vereinigt waren mit den Bildnissen, der mit ihm in Freundschaft und Liebe verbundenen Pastoren. Es fehlte kein Bildniss. Findeisen hatte keine Gegner.

Sein erlauchtes Beichtkind, I. K. H. die Grossfürstin Elisabeth Mawrikiewna, die er an ihrem Ehrentage zur Ehe mit dem edlen fürstlichen Dichter, Grossfürst Konstantin, eingesegnet, die oft in zwangloser Weise den Altenburger Landsmann besuchte, schickte ihm ihr Bildniss mit den herzlichsten Segenswünschen. Es kam auch ein gnädiger Gruss von einer anderen hohen Frau, die vom Altenburger hochragenden Fürstenschloss in das Marmorpalais an die Newa gezogen war, I. K. H. der Grossfürstin Alexandra Josifowna. Auch dieses Glied des Kaiserhauses, wie ihr Gemahl, der Grossfürst Konstantin Nikolajewitsch, der hochbegabte Mitarbeiter des grossen Zaren-Befreiers an allen Werken der gewaltigen Regierung, ist dem Verstorbenen in herzlichster, gnädigster Freundlichkeit begegnet. Erstreckte sich ja die Huld der hohen Frauen sogar auf die Kinder des Pastors. Nicht eins der Kinder des Pastors trat an den Traualtar, ohne dass ein in der Wärme des Segenswunsches ergreifendes Schreiben der Grossfürstin Elisabeth der Braut ein Glückauf zu dem Weg in den Ehestand zugerufen, der für die hohe Glückwünscherin selbst so glücklich und segensreich geworden. Es war für den Pastor ein Ehrentag, wenn er in das Marmorpalais befohlen wurde zur Grossfürstin Alexandra, sowohl als zur Grossfürstin Elisabeth, und es war ein Festtag für das Pastorat, wenn die Grossfürstin Elisabeth erschien, um die Kinder des Hauses zu sehen und bei einfachem Kaffee mit Altenburger Gebäck der Gast der Pfarrersleute zu sein.

Im Mai 1886 feierten Pastor und Pastorin Findeisen ihre Silberhochzeit, welche ihnen wiederum den Beweis

brachte, dass sie liebend und geliebt ein Viertel Jahrhundert zusammen gewandelt als Eheleute und als treue Genossen im Dienst des Pfarramtes.

Endlich, am 6. Februar 1891 fand die grossartige, ergreifende Feier der 25-jährigen Dienstzeit Findeisens an der Petrikirche statt.

Bald sollte auch die Trauer in das Pfarrhaus einziehen. Wie oft hatte der Pastor, gleich all seinen Amtsbrüdern an dem Sterbebette von Kindern der Gemeinde gestanden, die Eltern aufrichtend und zur Ergebung in den Willen Gottes ermahmend. Nun kam die Prüfung über den Tröstenden selbst. Sein jüngstes Kind, ein blühend schöner Knabe von 12 Jahren starb in qualvollem Leiden. In einem Briefe an fernweilende Familienmitglieder schrieb der gebeugte Vater: „Es ist stille bei uns im Hause, man merkt, der Herr hat Grosses mit uns vor.“ — Er nahm dieses Grosse, das Sterben seines Kindes, ergeben aus der Hand seines Gottes und segnete mit fester Stimme persönlich die entseelte Hülle seines entschlafenen Lieblings ein. Es kam kein Murren über seine Lippen; der Trost, den er so oft Anderen gespendet, war seine Stärke. Das Jahr 1897 war für ihn überhaupt der Zeitpunkt, wo er von der Höhe des Lebens schneller herabzuschreiten begann. Es kamen die Zeiten, von denen es heisst, „sie gefallen uns nicht“. Ein Knieleiden machte sich immer mehr bemerkbar, nagend und quälend. Das Gehen und Stehen wurde dem alternden Pastor sauer. Wohl brachten Kurreisen nach Nauheim Erleichterung, aber immer deutlicher drängte sich dem Kränkelnden die Überzeugung auf: Die Arbeitszeit hat ein Ende, der Feierabend des Lebens kommt.

Wer den Werth eines Menschenlebens bestimmen will, der frage nicht nach der Führung dieses Lebens in den Tagen des Glücks, der Vollkraft der Gesundheit.

Sonnenschein verschönt jede Gegend. Näher zum Ziele kommt man, wenn die Frage gestellt wird, wie hielt sich der Betreffende in den Zeiten, wo er der Abnahme seiner Kraft selbst deutlich gewahr wurde, wo Jahr auf Jahr und Monat auf Monat die Zahl seiner Freuden verringerten und das Leiden die Freude überwältigte.

Wie schwer ist es der Arbeit entsagen zu müssen, wenn die Lust an derselben noch gross ist, wenn der Geist noch frisch und das Denken noch jugendlicher ist, als der Körper! Wie leicht schleicht sich die Missgunst, der Neid, das Nichtverstehenwollen der Jüngeren, kräftiger ins Leben Hinaufstrebenden, in das alternde Herz, und erfüllt dasselbe nicht mit dankbar wehmüthigem Gedenken an das Geleistete und Durchlebte, sondern mit Erbitterung und Galle über die wachsende Ohnmacht! Wie schön dagegen ein Alter, das gesegnet ist, weil es segnend, ermunternd und neidlos fröhlich diejenigen grüsst, die noch auf dem Lebenswege arbeiten im vollen Sonnenschein. Ein solches Alter ward dem Verstorbenen beschieden. Nicht leicht war ihm der Abschied von dem geliebten Amt, als er aber den Entschluss gefasst hatte, da gab es kein Klagen und Bedauern mehr. Ruhig und heiter bestieg er am 30. April 1900 zum letzten Male die Kanzel der Petrikirche; mit kaum schwächerer Stimme predigte er dankerfüllt und glaubensfrisch, der Gemeinde den Hirtenstab zurückgebend, den sie ihm vor 34 Jahren anvertraut. Vor dem Altar sprachen die Amtsbrüder, die Vertreter der Gemeinde und Schule Worte des herzlichsten Dankes, und er dankte wieder mit fester lautschallender Stimme. Dann kehrte er fröhlich in sein langjähriges Heim zurück, aus dem er scheiden sollte und sagte zu den Seinen sonnig lächelnd: „Nun ist man ein alter emeritirter Pastor!“

Noch drei Jahre des Ausruhens waren ihm vergönnt auf dieser Erde. Nicht leidlos. Die Gicht spielte ihm oft

übel mit; oft zuckte es schmerzlich über sein Gesicht. Aber klagen wollte er nicht. An seinem alten Schreibtisch, in einer gemüthlichen Ecke seines Schlaf- und Arbeitszimmers sass er, den Plaid auf dem kranken Knie, manche schriftliche Arbeit vollendend. Herzlich froh war er, wenn alte Gemeindeglieder ihn besuchten, wenn die Kinder sich um seinen Tisch versammelten oder die Grosskinder um ihn herum spielten. Der Sohn und die Amtsbrüder hielten ihn auf dem Laufenden hinsichtlich Alles dessen, was das kirchliche Leben in Stadt und Land betraf. Wenn Witterung und sein Leiden es erlaubten, so erschien er zu den Pastoralabenden, auch die Theilnahme an den Synoden versagte er sich nicht. Alle, die ihm lieb geworden in langen Jahren, ebenso aber auch die neuen Bekannten und Freunde, die ihm die letzten Jahre bescheert, begleitete er stets segnend und betend auf ihren Arbeits- und Lebenswegen. Kam der Sommer, so reiste er hinaus nach Nauheim, Reichenhall, in die alte Heimat, auch nach Paris in den grossen Familienkreis seiner treuen Lebensgefährtin. Noch einmal war es ihm vergönnt seinen altgewohnten lieben Landsitz in Pikkirukki zu beziehn und seine aus Altenburg herübergekommenen Kinder und Grosskinder bei sich aufzunehmen. Das Spaziergehen im schönen Park von Monrepos und in den Wäldern war ihm nicht mehr möglich. Er konnte nur kleine Strecken auf ebenem Wege machen, auch das Bootfahren auf dem Suomenwedepohja war ihm versagt. Er sass meist still auf der hochgelegenen Veranda, seinen Blumenkorb pflegend, auf die Wiese vor seinem Hause blickend und das Geäst der Fichten bewundernd. Die letzte Reise nach Reichenhall schien ihm wieder einige Frische gegeben zu haben, aber die Züge des freundlichen Gesichtes waren schärfer geworden, das Alter hatte tiefe Furchen gegraben. Wer ihn nach seiner Rückkehr im Herbst 1902 sah, der freute sich

wohl des frischen Geistes, der heiteren Laune des ehrwürdigen Greises, aber mochte sich selbst doch nicht verschweigen, dass jeder Monat dieses seltenen Lebens nur ein geschenkter war.

Heiter und scheinbar gesund wie seit lange nicht ging er dem Frühjahr entgegen. Da, am 23. Februar, früh morgens traf ihn wieder ein Schlaganfall. Zwei Wochen lang kämpfte seine starke Natur mit dem Tode. Es kamen Augenblicke lichten Lebens, in denen er zu den Seinen sprach, wie verklärt von dem, was er nahe sah und fühlte. Dann erlosch die Klarheit des Geistes, es trat ein Hindämmern ein, schmerzlos, friedlich. Am Abend des 10. März, stockte der Schlag eines Herzens, welches so viel Liebe in sich geschlossen hatte. Ein Arbeiter, der erprobt war in treuem Lebenswerke war hinübergezogen zu seinem Arbeitsherrn.

In der Meinung, dass es den früheren Confirmanden des Heimgegangenen lieb sein wird, eine der Confirmationsreden ihres früheren Seelsorgers zu lesen und sich dadurch im Geiste zurückversetzen zu lassen in jene schöne und ergreifende Stunde, da sie ihren Glauben bekannten, lassen wir eine seiner Confirmationspredigten folgen, die er am 1. April 1875 gehalten hat.

Die Gnade unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi, die Liebe Gottes des Vaters und Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch Allen! Amen!

O Herr! lass diese Stunde eine Segenstunde für uns Alle sein; und lass dieses Wort ein Segenswort für uns Alle werden! Amen!

Das Wort der heiligen Schrift, das ich heute für Euch habe, steht geschrieben im 3. Brief des Ap. Johannes und lautet daselbst im 4. Verse:

Ich habe keine grössere Freude, denn die, dass ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln.

Ihr Lieben! Wohl kaum an einem Tage erscheint mir die Wahl des Textwortes so wichtig, wie gerade am Confirmationstage. Denn wohl kaum an einem andern sind die Herzen zur Aufnahme des Wortes so bereit, wie an diesem; nicht nur die Herzen der Kinder, die diesem ihren Ehrentage mit ernster Vorbereitung und mit heiliger Freude entgegengesehen, sondern auch die Herzen all derer, die sie in Liebe hierher begleitet haben und das nachfühlen, was ihre Seelen bewegt. So geschieht es denn auch, dass nicht erst am Vorabend der Confirmation das rechte Wort sich einstellt, sondern gewöhnlich tritt es schon früher mit in den Verkehr bei Gottes Wort hinein. Auch dieses Wort hat schon lange zu mir gesprochen: „Nimm mich für diesen Tag“; und ich kann es nicht leugnen, wenn es mir entgegentrat, hat es mich immer tief bewegt im Blicke auf Euch. Ja, so ist es: „Ich habe keine grössere Freude, denn die, dass ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln“.

Als Johannes dieses Wort an seine Christen schrieb, lag noch die ganze Welt der Gebildeten und Ungebildeten im Heidenthum. Das Christenthum war erst als eine kleine Secte, der allerorten widersprochen wurde, hervorgetreten, aber allerdings mit kampfesmuthigem Angesichte und mit dem Anspruch des Siegs. Da entspann sich jener dreihundertjährige gewaltige Geisteskampf zwischen Heidenthum und Christenthum, der nicht nur damit endigte, dass die Heidentempel zerfielen und die Heidengötzen zerbrachen, sondern dass auch der heidnische Geist von dem christlichen überwunden, wenn auch nicht vernichtet ward. Der heidnische Geist lässt sich aber in drei Worten bezeichnen: Unglaube, Zuchtlosigkeit und Weltlust. Dem trat entgegen der christliche

Geist, der sich in die drei Ausdrücke fassen lässt: Glaube; heilige Schranken der Zucht; inneres, himmlisches Leben.

Der heidnische Geist spricht, wie wir es aus dem Munde eines der Gebildeten, des Pontius Pilatus, hören: „Was ist Wahrheit? Man kann nicht wissen, wer und was Gott ist; noch wie es mit der Ewigkeit stehet; und ob es eine ewige Zukunft des Menschen giebt“. Er baut darum „dem unbekanntem Gott“ einen Altar. Der heidnische Geist sucht; und weil er nicht findet, versinkt er in Gleichgültigkeit; er endet mit der Frage der Gleichgültigkeit oder der Verzweiflung: „Was ist Wahrheit?“ Das kann das Christenthum nicht gelten lassen. Der christliche Geist spricht: Wir haben die Wahrheit. Christus ist die Wahrheit: In Seinem Worte tritt uns die Wahrheit in völliger Klarheit, in aller Tiefe, in herrlicher Fülle entgegen. In Ihm findet Geist und Herz allen Frieden, alles Genügen.

Der heidnische Geist sagt: Die Regeln des Lebens musst du in dir selber suchen; es giebt kein göttliches, nur menschliches Gesetz. Was dir nöthig erscheint, was deiner Natur entspricht, was deinem Herzen gefällt, das thue, das ist gut. Der christliche Geist tritt dem entgegen und spricht: Wir haben ein heiliges Gottesgesetz, das geht ein auf das Wesen des Menschen, tritt mit ein in sein tägliches Leben, regelt und richtet alle seine Thaten, Worte und Gedanken; in diesem Gesetze besteht die heilige Schranke, in der der Mensch sich halten muss, wenn er nicht verderben will.

Und noch einmal erhebt der heidnische Geist seine Stimme und ruft: Hier, Mensch, hier auf Erden, in der Erde Gütern, in der Erde Schönheit, liegt deine Arbeit, liegt dein Ziel, liegt deine Freude; hier beschliesst sich all dein Leben; hier genieße und stirb. Der christliche Geist spricht: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Das Glück des Menschen liegt nicht in den Dingen ausser ihm, es

liegt in ihm; in den Gütern des ewigen Lebens, in der Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott, dem Gott, der die Liebe ist, darin, in diesen unverlierbaren Gütern ist mein Genügen, ist meine Hoffnung.

Ihr habt es meinen Worten schon abgemerkt, ihr Lieben, wenn ich so den heidnischen und christlichen Geist gezeichnet habe, dass ich nicht nur von Vergangenen gesprochen; ihr seid genug herangereift, um zu wissen, dass der Kampf dieser beiden Mächte noch heute fortbesteht und ihr wisst es auch, dass die Wogen dieses Kampfes zwischen Unglaube und Glaube, zwischen Zuchtlosigkeit und heiliger Lebensordnung, zwischen Weltlust und innerem aufs Ewige gerichteten Sinne an jeden Einzelnen, auch an Euch heranschlagen und dass Euer ganzes Leben zeitlich und ewig sich darnach entscheidet, welche Woge über Euch die stärkere werden, Euch auswurzeln und mit sich dahinführen wird, um Euch ganz entweder auf dem Boden des heidnischen Weltgeistes, oder auf dem Boden des christlichen Geistes einzupflanzen. Und wenn ich Euch so vor mir stehen sehe, so ist es mir, als sehe ich schon die Wogen herandrängen, durch die auch Euer ewiges Geschick sich entscheiden wird. Von dieser Seite die Woge, die dunkle, des Verderbens in Unglauben, Zuchtlosigkeit, Weltlust; von jener Seite die helle Lebenswoge, mit der Gott Euch führen will, die Woge des Glaubens, heiliger Sitte, inneren Lebens. Vor der Frage möchte mein Herz erzittern: Wie wird die Entscheidung fallen? Und die Versuchung wird für ungeübte Streiter um so grösser, da die Lüge nicht als Lüge auftritt, sondern unter der Maske der Wahrheit. Wie Satan Niemand verführen würde, wenn er sein eigentliches Wesen offenbarte; sondern er verstellt sich zu einem Engel des Lichtes, und so berückt er die Kinder des Lichtes und macht sie zu Mitgenossen der Finsterniss: so auch würden die, die die Wahrheit lieben, nimmermehr

der Lüge folgen, wenn sie nicht die Maske der Wahrheit trüge; so aber bestrickt sie die Ungeübten.

Was ich thun kann, will ich thun: Euch einige Winke darüber geben, wie die Lüge an Euch herantreten wird und wie Ihr könnt in der Wahrheit wandeln.

Ihr habt ein dreifaches Besitzthum mit herübergebracht in diese Stunde aus der Vorbereitung Eures bisherigen Lebens, besonders aus der Vorbereitung, mit der wir uns zusammen für diese Stunde bei Gottes Wort gerüstet haben. Es sind eben jene drei Stücke des christlichen Geistes, die sind, das darf ich mit guter, freudiger Zuversicht sagen, Euer Besitzthum geworden: Ihr seid im Glauben gegründet auf Gottes Wort. Es ist wohl nicht ein Einziges unter Euch, in dem der Zweifelgeist, der Spottgeist, Macht gewonnen oder die Oberhand behalten hätte. — Ihr habt es erkannt, dass unser sündliches Herz in heiligen Schranken des Gottesgesetzes sich halten muss, wenn es nicht auf falschen Wegen sich verlieren soll. — Ihr habt es begriffen und Euer Herz hat mit Freuden zugestimmt, dass nicht der Buchstabe der Glaubensformel es ist und nicht die einzelne, äusserliche That nach Gottes Willen, auf die es allein ankommt, sondern auf das innere Leben des Glaubens und auf die innere Triebkraft des äusseren Thuns; dass dieses innere Leben aber und diese innere Triebkraft ruht in der Gemeinschaft mit Gott in Christo Jesu, in dem das göttliche Leben uns aufgeschlossen und nahegetreten ist.

Nun, gegen dieses dreifache Besitzthum wird der heidnische Geist, der Geist der Welt und ihres Fürsten, der Geist der Lüge und ihres Vaters, sich aufmachen und wird suchen, Euch zu fällen, dass ihr nicht in der Wahrheit wandelt. Hier wird der ganze Kampf auch Eures Lebens gekämpft werden. Und das wird so geschehen:

Ihr steht im Glauben, und Euer Glaube ruht auf Gotteswort; denn auf ihm allein kann bestehen aller

Glaube. Was nicht auf Gottes Wort steht, ist nur Meinung, nur schwankende Vermuthung. So wird der Geist der Lüge diesen Grund Euch zu unterwühlen suchen. Gottes Wort ist die Festung des Glaubens. Dagegen wird die Lüge ihr leichtes und schweres Geschütz auffahren. Mit Spottreden wird man Euch Gottes Wort antasten, mit Beweisen der Wissenschaft wird man Euch entgentreten. Man wird Euch sagen, dass Gottes Wort gegenüber den festen Ergebnissen der Wissenschaft nicht bestehen könne; dass man Eins aufgeben müsse, entweder Gottes Wort oder die Wissenschaft. Es ist diese Rede eine ungeheure Lüge! Aber immer wieder und immer neu wird sie vorgebracht und oft genug mit teuflischem Geschick. Wer nun nicht die feste Hand hat, das Lügengewebe zu zerreißen, wer nicht den klaren Blick hat, die Risse dieses Scheingebäudes zu erkennen, der ist schlimm daran. Da weiss ich keinen besseren Rath als den: Wie Jesus den Versuchungen siegreich widerstand, weil Er den Scheingründen mit innerlichster Gewissheit der Wahrheit des alten Gotteswortes Sein: „Es steht geschrieben“ entgegenhielt, und an dieser Gewissheit löschten aus die feurigen Pfeile des Bösewichts, so haltet auch ihr Euch unter dem Eindruck der Wahrheit des Gotteswortes dadurch, dass ihr in der Luft des heiligen Geistes, die von dem Worte Gottes ausströmt, athmet und bleibt; dann werdet auch ihr mit ungezweifelter Gewissheit allen Scheingründen und listigen Beweisen — und andere giebt es gegen Gottes Wort nicht — entgegenhalten können den Schild des Glaubens: „Es steht geschrieben“; es wird dann die Lüge in der krüppelhaften Hässlichkeit ihrer Gestalt sich verkriechen müssen neben der hehren Lichtgestalt der Wahrheit.

Das andere Besitzthum, das ihr mit in diese Stunde gebracht habt, ist die heilige Zucht unter Gottes Gesetz: Auch dagegen wird sich die Lüge erheben; sie wird sagen:

Wozu ist es nöthig, dass das Leben so streng und ängstlich geführt werde? Seid frei! Folget Eurem Willen! Wie? Wollt ihr Euch Euer Jugendleben verkümmern lassen? Jugendmuth will Raum haben. Steht es nicht bei Euch, wie weit ihr gehen wollt? Überdiess: Dem Reinen ist Alles rein. So lockt der Mund der Lüge. Ihr aber wisst, dass ihr nicht rein seid, sondern der Heiligung nachjagen müsst. Ihr wisst, dass der erste Schritt uns gehört; der zweite aber, wenn die Bahn abwärts geht, nicht ganz; der dritte gar nicht mehr. Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht. Bergab ist kein Halten für den, der das Gleichgewicht verloren. So lange flattert der Schmetterling ums Licht, bis er mit verbrannten Flügeln liegt und stirbt. Deswegen nehmt den Grundsatz als heilsame Schranke ins Leben mit hinein: „Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut Alles im Namen des Herrn Jesu!“ Wo Jesus zurücktreten muss, da tretet auch zurück; wo sein Name Euch nicht segnend begleiten kann, da weicht, da lauert die Lüge mit ihrem Netz. Sehet die heilige Zucht des Gottesgesetzes nie an als hemmende Fessel, sondern nur als heilsame, von Euch selbst festgehaltene Schranke!

Das dritte Besitzthum, das Euch hierher gefolgt, ist die Gewissheit, dass nur im inneren Leben des Glaubens Kraft, der Trieb der Heiligung liegt. Dagegen wird die Lüge kämpfen mit bitterm Spott: „Sie wollen schon die Engel spielen; sie träumen sich in den Himmel hinein; es sind bethörte Schwärmer; sie geben die Wirklichkeit der Erde für ihre Träume hin“. Oder sie wird sagen, wenn ihr Euer inneres Leben nicht zertreten lassen wollt im Schmutz der Sünde: „Es sind Heuchler, meidet sie, thut sie in den Bann, die Scheinheiligen!“ Ob wohl Paulus um das Zetergeschrei der Pharisäer sich kümmerte, da der Herr von ihm sagen konnte: „Siehe, er betet“. Ob wohl Cornelius in Caesarea nach den spöttischen Mienen der Kriegsknechte

fragte, die von ihrem Hauptmann hörten: „Er betet immer zu Gott?“ Ich glaube kaum; aber das weiss ich, da es von Saul heissen konnte: „Siehe, er betet“ und von Cornelius „er betet immer zu Gott“, da war in Beiden der Geist der Lüge gebrochen, da fanden sie Kraft und Freudigkeit, zu wandeln in der Wahrheit. Wenn es von dir, mein Kind, noch in Wahrheit wird heissen können: „Siehe, er betet“, „siehe, sie betet“, dann wird der heidnische Geist der Lüge dein inneres Leben noch nicht ausgelöscht und erstickt haben, dann wirst du noch die Kraft und Freudigkeit haben, zu wandeln in der Wahrheit. Wenn diese drei Besitzthümer Euch bleiben, sich in Euch festigen und mehren, dann werdet Ihr „wandeln in der Wahrheit“.

Dieses Wort: „Ich habe keine grössere Freude, denn die, dass ich höre meine Kinder in der Wahrheit wandeln“, möchte ich in dieser Stunde auf Eure Lippen legen, liebe Eltern! Ihr habt heute Freude; Freude, dass Ihr Eure Kinder so weit gebracht; Freude, dass sie in fröhlicher Jugendkraft vor Euch stehen an diesem heiligen Tage. Und warum solltet Ihr daran nicht Freude haben? Es ist das ja auch eine grosse Gnade Gottes, die Ihr erfahren. Wenn Ihr aber sehet, dass in Euern Kindern heute nicht nur ein fröhliches Herz wohnte, sondern dass über ihnen auch ein heiliger Ernst lag, weil sie sich der Bedeutung dieses Tages vor Gott bewusst waren, war das Euch nicht noch grössere, tiefere Freude? Werdet Ihr nicht mit dem heiligen Apostel sprechen: „Ich habe keine grössere Freude, denn die, dass ich meine Kinder sehe in der Wahrheit wandeln?“ Nun, darin fördert sie; das ist ewiges Gut. Wandelt selber in der Wahrheit, dann werden es auch Eure Kinder leichter haben, in der Wahrheit zu wandeln!

Jedenfalls ist es ein Wort, mir am heutigen Tage aus der Seele gesprochen. Ich wusste kein anderes, das besser die Gedanken und Empfindungen ausspräche, die ich zu

dieser Stunde hatte für Euch. Ihr seid ja auch meine Kinder; denn etwas von dem, das in Euch ist, habt ihr durch mich empfangen. Hätte ich nun das Recht, das Eure Eltern an Euch haben, so würde ich zu Euch bittend, mahnend sprechen: Erfüllet meine Freude; denn ich habe wahrlich keine grössere Freude, denn die, dass ich sehe meine Kinder in der Wahrheit wandeln. Ja, keine grössere Freude! Denn ein Jeder, der im Glauben steht, ein Jeder, dem das Reich Christi lieber ist, als alles Irdische, lieber als Vater und Mutter, lieber als Weib und Kind, hat keine grössere Freude, als die, dass er siehet Menschenkinder als Gotteskinder in der Wahrheit wandeln. Und Ihr räumt mir ja das Recht ein, dass ich Euch mahnen und bitten darf: „Erfüllet meine Freude!“ Indessen, warum rede ich so? Wisst Ihr es nicht, dass ein Anderer ist, der gute Hirte, der keine grössere Freude hat, als die, dass Seine Kinder in der Wahrheit wandeln? Nun denn, so erfüllet Seine Freude! Ihr Sprechet: Warum redest du von der Eltern, von deiner, von Seiner Freude; warum redest du nicht von unserer Freude! Ist es nicht unsere Freude, wenn wir können in der Wahrheit wandeln? Ist es nicht Gnade, im Glauben zu stehen auf Gottes Wort? Ist es nicht Gnade und Freude, sich halten zu dürfen in den Schranken des heiligen Gotteswillens und zu bleiben im Frieden? Ist es nicht allein Leben und tiefe Freude, dass die Seele ruhe in Gott und in Seiner Liebesgemeinschaft sich erquicke? Ja Kinder, so ist es; so lasse der Herr Euch sprechen und erkennen; dann wird die Freude am Herrn Eure Stärke sein; dann werdet Ihr bestehen können im Kampfe des Lebens; dann werdet Ihr überwinden den Geist der Lüge und werdet wandeln in der Wahrheit. Das helf Euch der Herr! Amen!



